

Zusatzmaterialien

1. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat um 1500

M1

Sozialer Wandel und Wandel des Denkens

Der Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt (1818-1897) erkennt in seinem legendären Werk „Die Kultur der Renaissance in Italien“ (Erstveröffentlichung: 1860) als Erster die außergewöhnlichen sozialen Voraussetzungen in Italien, die neue Lebens- und Denkformen vorbereitet haben. Im Kapitel „Die Ausgleichung der Stände“ schreibt er:

Jede Kulturepoche, die in sich ein vollständig durchgebildetes Ganzes vorstellt, spricht sich nicht nur im staatlichen Zusammenleben, in Religion, Kunst und Wissenschaft kenntlich aus, sondern sie drückt auch dem geselligen Dasein ihren bestimmten Stempel auf. So hatte das Mittelalter seine nach Ländern nur wenig verschiedene Hof- und Adelsitte und Etikette, sein bestimmtes Bürgertum. Die Sitte der italienischen Renaissance ist hiervon in den wichtigsten Beziehungen das wahre Widerspiel. Schon die Basis ist eine andere, indem es für die höhere Geselligkeit keine Kastenunterschiede mehr, sondern einen gebildeten Stand im modernen Sinne gibt, auf welchen Geburt und Herkunft nur noch dann Einfluss haben, wenn sie mit ererbtem Reichtum und gesicherter Muße verbunden sind. Im absoluten Sinne ist dies nicht zu verstehen, indem die Standeskategorien des Mittelalters bald mehr bald weniger sich noch geltend zu machen suchen, und wäre es auch nur, um mit der außeritalienischen, europäischen Vornehmheit in irgendeinem Rangverhältnis zu bleiben; aber der allgemeine Zug der Zeit war offenbar die Verschmelzung der Stände im Sinn der neueren Welt.

Von erster Wichtigkeit war hierfür das Zusammenwohnen von Adligen und Bürgern in den Städten mindestens seit dem 12. Jahrhundert, wodurch Schicksale und Vergnügungen gemeinschaftlich wurden und die Anschauung der Welt vom Bergschloss aus von vornherein am Entstehen verhindert war. Sodann ließ sich die Kirche in Italien niemals zur Apanagierung¹ der jüngeren Söhne des Adels brauchen wie im Norden; Bistümer, Domherrenstellen und Abteien wurden oft nach den unwürdigsten Rücksichten, aber doch nicht wesentlich nach Stammtafeln vergeben, und wenn die Bischöfe viel zahlreicher, ärmer und aller weltlichen Fürstenhoheit in der Regel bar und ledig waren, so blieben sie dafür in der Stadt wohnen, wo ihre Kathedrale stand, und bildeten samt ihrem Domkapitel ein Element der gebildeten Bevölkerung derselben. Als hierauf absolute Fürsten und Tyrannen emporkamen, hatte der Adel in den meisten Städten allen Anlass und alle Muße, sich ein Privatleben zu schaffen, welches politisch gefahrlos und mit jeglichem feineren Lebensgenusse geschmückt, dabei übrigens von dem der reichen Bürger gewiss kaum zu unterscheiden war. Und als die neue Poesie und Literatur seit Dante² Sache eines jeden wurde, als vollends die Bildung im Sinne des Altertums und das Interesse für den Menschen als solchen hinzutrat, während Kondottieren³ Fürsten wurden und nicht

¹ Versorgung, Sicherung des standesgemäßen Lebensunterhalts

² Dante Alighieri (1265-1321), Dichter und Philosoph

³ Söldnerführer; einige stiegen zu Signori und Fürsten auf

nur die Ebenbürtigkeit, sondern auch die eheliche Geburt aufhörten, Requisite des Thrones zu sein, da konnte man glauben, ein Zeitalter der Gleichheit sei angebrochen, der Begriff des Adels völlig verflüchtigt.

Die Theorie, wenn sie sich auf das Altertum berief, konnte schon aus dem einen Aristoteles die Berechtigung des Adels bejahen oder verneinen. Dante z. B. leitet noch aus der einen aristotelischen Definition „Adel beruhe auf Trefflichkeit und ererbtem Reichtum“ seinen Satz her: Adel beruhe auf eigener Trefflichkeit oder auf der der Vorfahren. [...] Je konsequenter hierauf der Humanismus⁴ sich die Anschauungsweise der Italiener dienstbar machte, desto fester überzeugte man sich auch, dass die Abstammung über den Wert des Menschen nicht entscheide.

Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Wien 1928, S. 355-357

1. *Erklären Sie, was Burckhardt mit „Anschauung der Welt vom Bergschloss aus“ und mit der Vergabe hoher Kirchenämter „nach Stammtafeln“ meint.*
2. *Charakterisieren Sie die Folgen des „Ausgleichs der Stände“, vor allem im Hinblick auf den Wert der „Abstammung“.*
3. *Erläutern Sie, auf welchen Ebenen sich laut Burckhardt ein Wandel vollzog.*
4. *Stellen Sie die Definitionen des griechischen Philosophen Aristoteles und des Dichters Dante zum Adel gegenüber. Entwickeln Sie selbst eine Erklärung, was Adel ist.*

⁴ (von lat. „humanum“: das Menschliche); Geisteshaltung, die ab dem 14. Jahrhundert dazu beitrug, dass sich das Wissen über Grammatik, Rhetorik, Geschichte, Dichtkunst und Morallehre grundlegend änderte; antike Wissenschaft und Kunst war für Humanisten Ausgangspunkt ihrer Lehren

M2

Großfamilie oder Wirtschaftsgemeinschaft?

Die Historikerin Katrin Keller beschreibt die Struktur frühneuzeitlicher Familienverhältnisse:

Für alle gesellschaftlichen Gruppen und Schichten vom Bauern bis zum Adligen, vom Großkaufmann bis zum Tagelöhner galt [...] die Familie bzw. Hausgemeinschaft als zentrale soziale Einheit wie als Bezugsgröße wirtschaftlicher Aktivität. [...]

Der Begriff „Familie“ bezieht sich dabei auch in der Frühen Neuzeit in Mittel- und Westeuropa im Wesentlichen auf die sog. Kernfamilie; die in den letzten zwanzig Jahren intensiv betriebene Historische Familienforschung hat das Bild von der vorindustriellen Großfamilie ins Reich der Legende verwiesen. Freilich konnte die Familie als Arbeitsverband sowohl in bäuerlichen Wirtschaften wie in der handwerklichen Werkstatt durch weitere Personen ergänzt werden: Hausgesinde, Knechte und Mägde zur Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebs, Lehrlinge und Gesellen im Handwerk. Charakteristisch für diese abhängig Beschäftigten war dabei ihr auch familiär abhängiger Status, denn als in der Regel Unverheiratete lebten sie gewöhnlich im Haushalt des „Arbeitgebers“ und erweiterten damit die „Familie“ zur „Hausgemeinschaft“ im wirtschaftlichen Sinne. Allerdings ist davon auszugehen, dass Personal im Haus wie Erwerbssbereich aufs Ganze gesehen nur in einem gewissen, nicht allzu hoch anzusetzenden Anteil aller Haushalte vorkam.

Typisch für das zünftig-städtische Handwerk war eher der allein oder eben mit den engsten Familienangehörigen arbeitende Meister, und auch auf dem Land war umfängliches Gesinde auf einem Hof nur in den auf Viehzucht spezialisierten Gebieten bzw. in Gegenden mit wenigen großen Bauernhöfen charakteristisch. Lohnarbeit im Sinne von abhängiger Beschäftigung war dabei für die erwähnten Personengruppen lange Zeit eher ein Durchgangsstadium als eine Lebensperspektive, denn Gesellen wurden Meister, Mägde verehelichten sich, Knechte übernahmen den Hof des Vaters. Bevölkerungswachstum und Existenzsicherungsstreben der Zünfte, Erbteilungen und Verarmung veränderten jedoch diese Abfolge zunehmend, denn einer nicht selten stagnierenden bzw. schrumpfenden Zahl von Meister- bzw. Bauernstellen stand eine wachsende Zahl von Interessenten gegenüber. Bergwerk, Manufakturen, Verlag und Exportgewerbe sowie große herrschaftliche Güter erweiterten gleichzeitig die Möglichkeiten abhängiger Beschäftigung und damit auch das Spektrum der Arbeits- und Lebensmöglichkeiten für Männer und Frauen. [...]

Die sozialen Folgen einer solchen veränderten Lebensgrundlage in Zeiten extrem schwankender Beschäftigungs- bzw. Absatzmöglichkeiten sowie der Existenzgefährdung durch Hunger, Krieg und Krankheit waren allerdings keineswegs generell positiv. Hatten Zunftmitgliedschaft und Zugehörigkeit zu einer bäuerlichen Gemeinde trotz begrenzter Möglichkeiten immerhin noch einen grundsätzlichen Anspruch auf gegenseitigen sozialen Beistand mit sich gebracht, [...] so waren abhängig Beschäftigte mit ihren gewöhnlich geringen Einkünften nur selten in der Lage, selbst Vorsorge zu treffen. Arbeitsverlust, Krankheit, Teuerung führten so schnell zu sozialem Abstieg [...].

Katrin Keller, Wirtschafts-/Sozialgeschichte: Alte Themen, Neue Akzente, in: Anette Völker-Rasor (Hrsg.), Frühe Neuzeit, München 2006, S. 147-166, hier S. 152 f.

1. Erklären Sie die Begriffe Kernfamilie, Großfamilie und Hausgemeinschaft.
2. Der Text spricht von Wirtschaftsgemeinschaften, die „in einem nicht allzu hoch anzusetzenden Anteil aller Haushalte vorkam(en)“. Beschreiben Sie die offenbar vorherrschende familiäre Wirtschaftsgemeinschaft.
3. Erläutern Sie, welche Veränderungen die Autorin für das Leben der Menschen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet am Beginn der Frühen Neuzeit sieht.

M3

Ein junges Ehepaar sorgt für seinen Lebensunterhalt

Aus der spätmittelalterlichen Autobiografie des späteren Augsburger Bürgers Burkart Zink:

Danach, das war als man das Jahr 1419 zählte, kam ich wieder nach Augsburg zu einem reichen Mann, Jos Kramer [...]. Er hatte das Amt des städtischen Baumeisters inne. Doch gehörte er der Gemeinde an, und zwar der Weberzunft. Jedoch übte er sein Handwerk nicht aus, weil er dessen nicht bedurfte. Er trieb Handel mit Pelzwerk aus der Steiermark und auch anderen Handel mit Venedig und so weiter. [...] Für den übernahm ich all seine Geschäfte mit Venedig, mit Frankfurt und mit Nürnberg. Er war in der Tat ein tüchtiger Mann und tat mir Gutes. [...]

Als ich bei meinem Herrn war, da nahm ich meine erste Frau [...]. Sie war eine arme tüchtige Frau und gab mir nicht mehr als ein kleines Bett und eine kleine Kuh und sonst kleine geringwertige Dinge wie Pfannen und so weiter. Das war alles keine zehn Pfund wert. So hatte ich gewiss auch nicht viel: Ich hatte gute Kleider und wenig bares Geld, doch war ich ein wenig imstande, gut dienen zu können, und das tat ich willig und gern. Und mein Herr war mir gewogen – das war all unser Gut, das wir zusammenbrachten.

Meine Frau hieß Elisabeth und war damals meines Herrn Jos Kramers Magd, während ich sein Diener war [...]. Und als wir nun miteinander Hochzeit gehabt hatten, da wusste ich gewiss nicht, was ich tun sollte, denn ich hatte nichts, da ich die Huld meines Herrn nicht hatte und hatte die Huld verloren, denn es ärgerte ihn, dass ich meine Frau genommen und ihn nicht deshalb um Rat gefragt hatte, und er wollte mir weder raten noch helfen. So wusste ich nicht, was ich anfangen sollte. Doch hatte ich meine Frau lieb, und ich war gern bei ihr, und so überlegte ich mit meiner Ehefrau, die mir zugeneigt war und mich tröstete und sagte: „Mein Burkart, lass es dir wohl sein und verliere nicht den Mut. Lass uns einander helfen. Wir werden wohl auskommen. Ich will mit dem Rad spinnen und in jeder Woche gegen vier Pfund Wolle spinnen, das sind 32 Pfennig.“ Und da die Frau so trostreich war, schöpfte ich Mut und dachte: Ich kann doch ein bisschen schreiben. Ich will sehen, ob ich einen Geistlichen finden kann, der mir etwas zu schreiben gibt. Wie wenig du auch verdienst: Deine Frau nimmt 32 Pfennig ein, und die Preise sind niedrig. Vielleicht hilft Gott dazu, dass wir einigermaßen auskommen. So gab es einen Geistlichen an der Kirche Unserer Lieben Frau, der hieß Herr Konrad Seybolt von Memmingen, der war Kaplan an der Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau [...]. Der gute Herr war froh, dass ich gern schreiben wollte [...] und sagte: „Willst du für mich schreiben, so will ich dir ein ganzes Jahr zu schreiben geben und will es dir gut bezahlen.“ [...] Und also begann ich zu schreiben und schrieb in dieser Woche vier Sextern von großem Papier [...] und brachte die vier Sexternen dem Herrn. Es gefiel ihm gut, dass ich so rasch angefangen hatte, und ihm gefiel auch die Schrift gut, und er versprach mir vier Groschen für einen Sextern. Also schrieb ich ihm gegen fünfzig Sextern und erwarb genug Geld. Und meine Frau und ich saßen zusammen, und ich schrieb und sie spann, und wir erwarben oft und gut drei Pfund in einer Woche. Doch haben wir oft die ganze Nacht zusammengesessen. Und es erging uns wohl, und wir erwarben, was wir brauchten. Und man soll wissen, dass eine große Seuche herrschte, als wir unsern Hausstand begründeten. Die fing im Herbst an, als man das Jahr 1420 zählte, und viele starben, und alle Dinge waren billig. [...] Auch als mein Herr nun sah, dass ich mich wohl einrichtete und emsig schrieb und genug einnahm, stellte er mich wieder ein, und ich führte ihm seinen Handel, wie ich das vorher auch getan hatte.

Hartmut Boockmann (Hrsg.), Das Mittelalter. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen des 6. bis 16. Jahrhunderts, München³1997, S. 367 ff.

1. *Kennzeichnen Sie die gesellschaftliche Stellung Jos Kramers, des Arbeitgebers von Burkart. Wie erklären Sie sich sein Verhalten gegenüber Burkart Zink?*
2. *Arbeiten Sie heraus, in welcher sozialen Lage sich die Eheleute befinden: Welche Güter bringen Mann und Frau in die Ehe ein?*
3. *Überlegen Sie, worin Reiz und Probleme von Autobiografien liegen.*

Städtische Armenfürsorge

Im Auftrag des Straßburger Rates bereist der Armendiakon und ehemalige Armenpfleger Alexander Berner im Jahre 1531 süddeutsche und schweizerische Städte, um sich über das Armenwesen zu informieren. In seinem Reisebericht beschreibt er die Nürnberger Verhältnisse:

Etliche sind es, die sich mit ihrer Arbeit und ihrem Handwerk ernähren, und dies aber, weil sie viele Kinder haben, nicht ausreicht (weil gar alle Dinge äußerst teuer geworden sind) und die der ärmere Handwerksmann zum Großteil mit Stuckwerk⁵ [...] ernähren muss und die Kaufleute den Gewinn einstreichen, werden sie gezwungen, das Almosen in Anspruch zu nehmen. Etliche mögen wegen des Alters oder wegen Krankheit nicht arbeiten und müssen von anderer Leute Unterstützung leben. Etliche können zwar, wollen aber nicht arbeiten, man kann sie weder mit Strafen noch mit freundlichen Hinweisen dazu bringen, dass sie Frau und Kinder ernähren. Will man nun nicht diese von Zeit zu Zeit in Not sehen, muss man ihnen Almosen geben. Etliche sind seit jeher Bettler und haben nichts anderes gelernt; mit denen muss man ihr Leben lang Geduld haben. Zeichen⁶ tragen die Armen zu Nürnberg auf den Ärmeln oder an den Hüften, und sie sind aus gelbem Messing gemacht. Eben solche Zeichen tragen auch etliche Arme außerhalb der Stadt Nürnberg, die doch in die Stadt gehören, denen man ebenfalls Almosen gibt, und diese sind aber aus weißem Metall gemacht [...]. Wie man sich gegenüber den Hausarmen⁷ verhält, die sich der Spange⁸ schämen oder sonst keine tragen wollen. [...] Auch die, die sich mit ihrer Arbeit ernähren müssen und etwa wegen vieler Kinder über kein ausreichendes Einkommen verfügen, klagen, falls sie die Spange trügen, verlören sie das Vertrauen von denen, die sie verlegen und ihnen Arbeit geben. Ei, spricht der Herr, er ist zum Bettler geworden, ich vertraue ihm nichts mehr an, er könnte sonst das Meine verkaufen.⁹ [...]

Es werden die, die krank sind, nicht gleich in das Spital gewiesen, es sei denn, die Krankheit wäre zu langwierig, sondern man hilft ihnen je nach Vermögen und Notwendigkeit, aber nur mit Geld. Wenn der Kranke jedoch Arznei oder sonstiger Labung bedarf, so erhält er dies auch aus dem Almosen nach Ausweis der Ordnung. Ansonsten werden (arme) Kindbetterinnen auch mit Oberbett, Kissen, Laken und anderem versorgt, laut eines besonderen Artikels. Wenn es geschieht, dass jemand Almosen begehrt, der nicht Almosengenosse ist, d. h. der noch nicht sechs Jahre Bürger ist, dem antwortet man, wenn er sich mit seiner Arbeit nicht ernähren kann, werde es ihm erlaubt, wieder aus der Stadt zu ziehen. [...]

Sie haben ein schönes Blatternhaus¹⁰, liegt nicht weit vom Friedhof, doch etwas außerhalb der Stadt neben dem Pest- oder Siechenhaus, mit vielen Kammern oben und unten, darin waren 72 Personen. [...] Diese werden auch alle durch das gemeine Almosen unterhalten [...]. Die Fremden, welche am Vormittag ankommen, weisen sie ab und geben ihnen nichts (wie mir der Almosenschreiber selber gesagt hat), obwohl ihre gedruckte Ordnung anderes besagt. Die aber nachmittags ankommen, schicken sie in die Elendenherberge, wer aber ungehorsam ist oder, dass er, obwohl verwiesen oder beherbergt, betteln wollte, wird nach gewöhnlichem Brauch bestraft oder ins Gefängnis gelegt. [...]

Es gibt ein schönes, großes Spital, darin man Männer und Frauen gesondert unterbringt, es waren ungefähr 130 Männer und Frauen, und gewöhnlich nimmt man alte, unvermögende Leute darin auf,

⁵ abhängige Auftragsarbeit, Verlagsarbeit

⁶ Bettelzeichen, das Arme als berechnete Almosenempfänger auswies

⁷ Arme, die aus Scham nicht öffentlich betteln wollten und zu Hause blieben

⁸ anderer Ausdruck für Bettelzeichen

⁹ gemeint ist der Verleger, der Rohstoffe und Produktionsmittel stellt; siehe Anm. 5

¹⁰ Blattern: ältere Bezeichnung für Pocken, eine gefährliche Infektionskrankheit, die mit dem Auftreten eitriger Pusteln am gesamten Körper verbunden ist

die noch nicht bettlägerig sind. Diese versorgt man lebenslang nach der Spitalsordnung, und wer ins Spital will, muss dies bei Rat oder Bürgermeister beantragen. Sie sind auch (wie man sagt) mit einem Arzt versehen, der täglich hereinschauen soll. Die Pflege ist überwiegend die schlechteste. Von den Frauen sind über 100 in einer Stube untergebracht. Es stinkt darin sehr stark, viel schlimmer als in unserer Spitalstube. [...] Sonst sind zwei Knechte damit beauftragt, die Fremden zu vertreiben, und wenn einer ungehorsam ist, wird er je nach Vergehen in den Bettlerturm gelegt.

Nach: Gerhard Fouquet und Ulrich Mayer (Hrsg.), Lebenswelten. Quellen zur Geschichte der Menschen in ihrer Zeit, Bd. 2: Alteuropa 800 bis 1800, Stuttgart 2001, S. 220 f.

1. *Erklären Sie, nach welchen Kriterien Berner die Armen der Stadt Nürnberg unterteilt.*
2. *Schließen Sie aus den Schilderungen auf Berners Einstellung zur Armut und deren Ursachen.*
3. *Fassen Sie das Nürnberger Fürsorgewesen zusammen. Welche Gruppe erhält welche Versorgung? Wie geht die Stadt mit Fremden um?*
4. *Arbeiten Sie heraus, wie Berner das Nürnberger Fürsorgewesen bewertet. Welche Einstellung wird gegenüber dem zeitgenössischen Fürsorgesystem deutlich?*
5. *Prüfen Sie, ob ein Armer auf dem Land anders lebte als in der Stadt.*

M5

Armenfürsorge in Augsburg im 16. Jahrhundert

a) Almosenempfänger:

	1544	1558	1568	1576
Ehepaare	284	256	198	90
Witwen u. Witwer	251	195	173	180
Kinder der Ehepaare u. Witwen	674	464	475	304
Ziehkinder ¹¹	95	102	72	19
Insgesamt	1304	1017	918	593

b) Durchschnittliche jährliche Ausgaben des Almosens 1600-1620:

	fl ¹²	kr ¹³
747 Schaff ¹⁴ Roggen	3624	43
91 Schaff 1 Metze ¹⁵ Kern ¹⁶	663	14
Backgeld ¹⁷	571	40
338 1/2 Klafter Holz	1047	9
353 Holzzeichen ¹⁸	152	58
80 Fass Schmalz	1790	29
40 Stück Loden: 1862 Ellen ¹⁹	462	4
95 Stück Leinwand: 1150 3/4 Ellen	176	52
2 Stück Rupfen ²⁰ : 166 Ellen	4	33
331 Paar gestrickte Strümpfe	53	57
2 Paar Handschuhe		9
191 Pelzhauben	38	4
4 Stück Kalbsfelle	2	16

¹¹ keine leiblichen Kinder, sondern Pflege- bzw. „Ziehkinder“

¹² fl = Abkürzung für Gulden

¹³ kr = Abkürzung für Kreuzer; in den süddeutschen Staaten mit Gulden als Währung ergaben bis 1872 60 Kreuzer einen Gulden

¹⁴ genormtes Maß für Getreide

¹⁵ altes Maß für das Volumen

¹⁶ ausgedroschener Dinkel

¹⁷ Gebühr für die Nutzung des öffentlichen Backhauses

¹⁸ von der Gemeinde ausgegebene Zeichen oder Marken, gegen die eine bestimmte Menge Holz aus dem Wald bzw. beim Holzwärter abgeholt werden durfte

¹⁹ ursprünglich von der Länge des Unterarmes abgeleitet, je nach Region zwischen ca. 50-80 cm

²⁰ derbes, leinwandartiges Gewebe aus Jute oder Flachsgarn

1. *Augsburg hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ca. 36 000 Einwohner. Errechnen Sie aus der Tabelle a) jeweils den Anteil der Almosenempfänger. Überlegen Sie, ob mit dem städtischen Almosen alle Bedürftigen der Reichsstadt versorgt wurden.*
2. *Suchen Sie nach Gründen für die Veränderungen bei der Zahl der Almosenempfänger.*
3. *Schließen Sie aus der Zusammensetzung der verteilten Almosen in Tabelle b) auf die Lebensumstände der Empfänger. Legen Sie die durchschnittliche Zahl der Almosenempfänger aus Tabelle a) zugrunde.*
4. *Erläutern Sie, was die Zielgruppe der Almosen über die Funktion und die Beweggründe der Armenfürsorge aussagt.*
5. *Beurteilen Sie das Verständnis von sozialer Fürsorge, das in den Leistungen zum Ausdruck kommt.*

Die komplizierte Herrschaftsform der Republik

In seinem großen Werk zum europäischen Staat seit der Antike beschreibt der Freiburger Historiker Wolfgang Reinhard die Grundzüge der Verfassung Venedigs:

Die Macht des auf Lebenszeit gewählten Monarchen, des Dogen, der aus dem byzantinischen Statthalter, dem Dux²¹, hervorgegangen war, mag anfangs ziemlich unumschränkt gewesen sein, wurde aber bald durch Räte eingeschränkt, die ihm von der Volksversammlung beigegeben wurden. Im 14. Jahrhundert war das Ratssystem fertig ausgebildet. Zugleich wurde die Mitgliedschaft im Großen Rat (Maggior Consiglio) auf die erwachsenen Mitglieder der im Goldenen Buch registrierten Aristokratie²² beschränkt, das waren gegen Ende des 16. Jahrhunderts ca. 2 500 Personen aus ca. 200 Familien und 4-4,5 Prozent der städtischen Bevölkerung. Venedig blieb eine strikte „Adelsdemokratie“; 1423 wurde die Volksversammlung auch formell abgeschafft. Der Große Rat war theoretisch der Inhaber der Souveränität, faktisch wurden ihm wichtige Entscheidungen vorgelegt, vor allem aber besetzte er durch komplizierte geheime Wahlverfahren alljährlich die 6-800 Ämter, die seinen Mitgliedern vorbehalten waren, vom Dogen bis zu den zahlreichen Senatsausschüssen.

[... Die sechs Berater des Dogen] gehörten dem Senat mit ca. 300 Mitgliedern an, dessen Kern aus 60 vom Großen Rat gewählten und weiteren 60 von diesen kooptierten Pregadi²³ bestand; dazu kamen die Hälfte der Vierzig und die erwähnten zahlreichen Spezialausschüsse. Seine Zuständigkeit war allumfassend, während der Rat der Vierzig, in den eher Nachwuchspolitiker gewählt wurden, seinen Schwerpunkt in der Justiz hatte. Eine besondere Einrichtung war der Rat der Zehn (Consiglio dei dieci), dem allerdings zusätzlich der Doge mit seinen sechs Räten angehörte. Diese 17 waren für die Sicherheit des Staates und die Aufrechterhaltung der Verfassung zuständig. Sie operierten unter Geheimnisschutz, ihre Beschlüsse waren inappellabel²⁴ und konnten nur von ihnen selbst wieder aufgehoben werden. Notfalls konnten sie auch einen des Umsturzes verdächtigen Dogen absetzen und hinrichten lassen. [...]

Die hohe Machtvollkommenheit und das schnelle und rücksichtslose Geheimverfahren der Inquisitoren²⁵ und der Zehn verkörperten effiziente Führung, die sonst in dem auf breite Partizipation und gegenseitige Kontrolle abgestellten System zu kurz zu kommen drohte. [...]

Für die Mittelschicht der 5-8 Prozent Cittadini²⁶ und die Masse der Popolani²⁷ gab es die vierfache Zahl bescheidenerer, aber immer noch lukrativer Ämter, während die Gemeinden der Untertanen auf dem Festland²⁸ scharfer Aufsicht unterlagen, aber die übliche Selbstverwaltung behalten hatten. Zusammen mit der verhältnismäßig erfolgreichen Wohlfahrtspolitik der Stadt dürfte dies der Grund dafür gewesen sein, dass die Herrschaft der Nobili²⁹ nie erfolgreich angefochten wurde.

Wolfgang Reinhard, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1999, S. 250 f.

²¹ Herzog

²² Herrschaft der Besten, hier: Adelsfamilien

²³ Räte; kooptiert: hinzu gewählt

²⁴ unanfechtbar

²⁵ drei Räte, die die Geheimpolizei leiteten; nicht zu verwechseln mit den kirchlichen Inquisitoren

²⁶ bürgerliche Kaufleute, die nicht zur Aristokratie Venedigs gehörten

²⁷ übrige Bewohner Venedigs

²⁸ Venedig beherrschte auch einen Teil des oberitalienischen Festlands.

²⁹ Aristokraten

1. *Beschreiben Sie die Ämter und Einrichtungen der Republik Venedig.*
2. *Erstellen Sie eine Grafik, in der Sie die wesentlichen Informationen zu den Institutionen und Kompetenzen darstellen.*
3. *Bewerten Sie die Funktion der „Inquisitoren und der Zehn“, indem Sie das Argument Wolfgang Reinhard's zur „Führung“ prüfen.*
4. *Erörtern Sie, inwieweit die beschriebene republikanische Staatsform (ab 1423) demokratischen Prinzipien entspricht.*

Die Medici in Florenz

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „wiederentdeckte“ Renaissance muss einen „Bildungsbürger“ wie den Schriftsteller Thomas Mann (1875-1955) besonders faszinieren. Er widmet Florenz und der Renaissance sein einziges, heute nahezu vergessenes Schauspiel. „Fiorenza“ (erschienen 1905) spielt Ende des 15. Jahrhunderts. Während Lorenzo de' Medici im Sterben liegt, empfängt er seinen Sohn Piero (der später den Beinamen „der Unglückliche“ erhalten soll), um ihm sein politisches Testament mitzuteilen:

LORENZO: [...] Piero, ich spreche zu dir. Deine Anwartschaft auf die Gewalt ist groß und wohl begründet, doch nicht sicher, nicht unantastbar. Du darfst nicht lässig darauf ruhen. Wir sind nicht Könige, nicht Fürsten in Florenz. Kein Pergament verbrieft uns unsere Größe. Wir herrschen ohne Krone, von Natur, aus uns ... Wir wurden groß in uns, durch Fleiß, durch Kampf, durch Zucht: Da staunte die träge Menge und fiel uns zu. Doch solche Herrschaft, mein Sohn, will täglich neu errungen sein. Ruhm und Liebe, die Dienstbarkeit der Seelen, sind treulos und falsch. Denkst du zu ruhen und tatenlos zu glänzen, ist dir Florenz verloren. [...] Bewahre dir die schmerzliche Verachtung der trägen Jubler. Du stehst für dich, du ganz allein für dich – begreifst du! Bleib streng mit dir! Lässt du vom Ruhm dich weich und sorglos machen, ist Florenz verloren. Begreifst du?

PIERO: Ja, Vater.

LORENZO: Achte den äußeren Schein der Macht für nichts. Cosimo der Große entzog sich den Augen des Volks und seinen Huldigungen, damit die Liebe sich niemals austobe und erschöpfe. Oh, er war klug! Wie vieler Klugheit bedarf die Leidenschaft, um schöpferisch zu sein! Doch du bist töricht; ich kenne dich. Du artest zu sehr deiner Mutter nach. Zu viel vom Blute der Orsini fließt in dir. Du willst nur noch im Harnisch gemalt sein, du spielst den Fürsten auf allen Gassen. Sei kein Narr! Nimm dich in Acht! Scharfe Augen und eine lose Zunge hat Florenz. Halt dich zurück und herrsche ... Bedenk auch, dass wir aus dem Bürgerstande, nicht aus dem Adel hervorgegangen; dass wir nur von Volkes wegen sind, was wir sind; dass nur, wer uns des Volkes Seele abwendig zu machen trachtet, unser Feind und Nebenbuhler wäre ... Begreifst du?

PIERO: Ja, Vater.

LORENZO: „Ja, Vater.“ Artig, tröstend, besserwissend. Ein ganzer Sohn. Ich bin gewiss, dass du mir keine Silbe glaubst.

Thomas Mann, Fiorenza, in: Frühe Erzählungen, Frankfurt am Main 1981, S. 461 f.

1. Beschreiben Sie die politische Stellung, die Lorenzo de' Medici in Florenz eingenommen hat.
2. Welche Gefahren ahnt der sterbende Lorenzo?
3. Interpretieren Sie aus dem Dialog das Verhältnis von Vater und Sohn.

2. Renaissance und Humanismus verändern die Lebenswelt

M1

Sozialer Wandel und Wandel des Denkens

Leon Battista Alberti (1404-1472), Dichter, Mathematiker und genialer Architekt, verfasst 1437/38 eine lateinische „Vita“, in der er in der dritten Person, aber eindeutig autobiografisch die Leistungen eines selbstbewussten Individuums rühmt. Tatsächlich spricht er von sich, jedoch in ständiger Anspielung auf antike Quellen und Sprachbilder. Die „Vita“ ist somit eine Mischung zwischen einem Selbstzeugnis und einer Idealbiografie nach antiken Mustern. Der erste Satz bezieht sich auf die Bücher „Über die Familie“, worin Alberti über Haushalt, Ehe und Freundschaft reflektiert:

Angeregt durch diese Bücher wurden viele ungebildete Mitbürger zu sehr ernsthaften Lesern. Sie und alle anderen, die den Wissenschaften leidenschaftlich zugetan waren, waren für ihn [Alberti] wie Brüder, und er teilte alles, was er hatte, wusste und konnte aus freien Stücken mit ihnen und ließ diejenigen, die sich wirklich bemühten, an seinen wertvollen und bedeutenden Entdeckungen teilhaben. Wenn ihm zu Ohren kam, dass ein Gelehrter angekommen sei, bemühte er sich sogleich um dessen Freundschaft, und er lernte von jedem das Besondere, was er noch nicht wusste: Bei Handwerkern, Architekten, Schiffsbauern, ja selbst bei Schustern und Schneidern versuchte er in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht etwa ein abgelegenes und geheimes Wissen in ihrer Kunst als einen besonderen Besitz hüteten, und wenn seine Mitbürger es wollten, teilte er sogleich sein Wissen mit ihnen. Um den Verstand, den Charakter und die Erfahrung seines Gegenübers zu erforschen, gab er sich in vielem als unwissend aus. Und so war er ein beharrlicher Erforscher der Dinge auf geistigem und künstlerischem Gebiet. Geld und Gewinnstreben hingegen verachtete er von Grund auf. [...]

Er zog einen ganz besonderen und einzigartigen Genuss aus der Betrachtung von Dingen, die musterhafte Beispiele von Formgestaltung und Decorum³⁰ waren. Greise, die sich durch eine würdevolle Erscheinung auszeichneten und gesund und kräftig waren, hörte er nicht auf zu bewundern und erklärte, er verehere in ihnen die Wonnen der Natur. Vierbeiner, Vögel und alle anderen Lebewesen, die durch ihre Schönheit hervorstachen, nannte er liebenswert, weil die Natur selbst sie mit außergewöhnlichem Wohlwollen bedacht habe. Als sein höchst anmutiger Hund starb, schrieb er eine Grabrede für ihn.³¹ Er hielt alles, was der menschliche Geist mit einer gewissen Eleganz vollbracht hatte, für nahezu göttlich, und er schätzte die Darstellung einer „Historia“ aus wessen Feder auch immer und von jedweder Sache so sehr, dass er sogar schlechte Autoren für lobenswert hielt.³² Es konnte passieren, dass er durch den Anblick von Knospen, Blumen und vor allem lieblichen Landschaften von einer Krankheit genas.

Christine Tauber (Hrsg.), Leon Battista Alberti: Vita, Frankfurt am Main 2004, S. 49 und 67

1. Analysieren Sie die Textstellen, einerseits als wären sie ausschließlich autobiografisch, andererseits als wären sie ausschließlich eine Idealbiografie.

³⁰ aus dem Lat.: das Schickliche, Passende, Angemessene; Fachbegriff aus der antiken Redetheorie, gemeint ist das Ideal des jeweils richtigen sprachlichen Ausdrucks im Verhältnis zum Thema, zur Situation und zur Absicht einer Rede

³¹ Hinweis auf die Schrift „Canis“ (Hund), in der Alberti antike und zeitgenössische Grabreden ironisiert

³² ironische Anspielung auf eine Stelle bei Plinius d. J., römischer Senator und Schriftsteller im 1. Jh. n. Chr., dass ein historisches Werk immer erfreue, gleich wie es geschrieben sei („Historia quoquo modo scripta delectat“)

2. *Arbeiten Sie die Werthaltungen heraus, die der Text zu vermitteln sucht.*
3. *Erörtern Sie, wen Alberti mit den „ungebildeten Mitbürgern“ meint, die zu ernsthaften Lesern wurden. Für welche gesellschaftliche Schicht gelten seine Vorstellungen?*

M2

Der Höfling als Uomo universale

Der Schriftsteller und Diplomat Graf Baldassare Castiglione (1487-1529) aus Mantua lebt zeitweise am Hof des Herzogs von Urbino. Dort handelt sein Buch vom „Cortegiano“, vom Höfling. In Gesprächsrunden bei Hof wird das Bild des idealen Hofmannes ganz im Sinne des Menschenbilds der Renaissance nachgezeichnet. Der Roman wird bereits im 16. Jahrhundert in viele Sprachen übersetzt. Er formt wesentlich das Menschenideal der Neuzeit, beispielsweise des Gentleman in Großbritannien oder des Caballero in Spanien:

Um aber zu Einzelheiten zu kommen, so halte ich dafür, dass der hauptsächliche und wahre Beruf des Hofmanns das Waffenhandwerk sein muss; dieses vor allem, möchte ich, soll er eifrigst ausüben, und er sei darin als kühn und gewaltig bekannt und als treu dem, dem er dient. [...] Wir wollen jedoch nicht, dass er sich als so wild erweise, ständig prahlerisch herumzulaufen und überall zu erzählen, er habe die Waffen zu seinem Weibe gewählt, und jedem mit jenen wütenden Blicken zu drohen, die wir Berto häufig haben werfen sehen. Denn einem solchen kann man verdienstermaßen vorhalten, was eine beherzte Dame in edler Gesellschaft jemandem freundlich sagte, den ich im Augenblick nicht nennen will. Als dieser nämlich von ihr zum Tanzen aufgefordert wurde, womit sie ihn nur ehren wollte, und er dies und jenes ablehnte, wie auch das Anhören von Musik und viele andere ihm angebotene Unterhaltungen, und immer sprach, derartige Mädchen seien nicht sein Beruf, fragte die Dame schließlich: Welches ist eigentlich Euer Beruf? – Er antwortete mit böser Miene: Kämpfen. – Darauf sagte die Dame sofort: Ich würde glauben, dass es jetzt, wo Ihr weder im Krieg noch im Zustand des Kämpfens seid, sehr gut wäre, wenn Ihr Euch ordentlich einfetten und zusammen mit Eurem gesamten Kriegsgerät in einen Schrank stecken ließet, bis man Eurer wieder bedarf, um nicht noch mehr zu verrostet, als Ihr es schon seid. – Und so überließ sie ihn unter dem Gelächter der Anwesenden beschämt seinem albernen Eigendünkel. Der also, den wir suchen, sei, wo immer Feinde auftauchen, ungestüm, streng und stets unter den Ersten; bei jeder anderen Gelegenheit aber sei er menschlich, bescheiden, zurückhaltend, fliehe vor allem die Prahlererei und das schamlose Eigenlob, wodurch der Mensch sich immer Hass und Abscheu von seinen Zuhörern zuzieht.

Baldassare Castiglione, Das Buch vom Hofmann, herausgegeben von Fritz Baumgart, Bremen 1960, S. 40 ff.

1. *Beschreiben Sie das in der Anekdote sichtbar werdende Leitbild des Höflings. Ergänzen Sie weitere Eigenschaften, die den „Universalmenschen“ ausmachen.*
2. *Arbeiten Sie heraus, welche Schlüsse über Rolle und Selbstverständnis der Frauen gezogen werden können.*
3. *Erörtern Sie, für welche gesellschaftliche Schicht die von Castiglione entwickelten Vorstellungen gelten.*

Ein minderjähriger Kardinal

Mit 14 Jahren wird Giovanni de' Medici (1475–1521), der spätere Papst Leo X., 1488 zum Kardinal gewählt. Sein Vater Lorenzo („der Prächtige“), der mächtigste Mann im Stadtstaat Florenz, sendet ihm folgenden Brief nach Rom:

Du und wir alle, die wir uns für deine Wohlfahrt interessieren, müssen es fühlen, wie sehr die Vorsehung uns begünstigt hat, indem sie unserer Familie den höchsten Glanz erteilte, den sie jemals genoss. Das Erste, worauf ich dich also aufmerksam machen muss, besteht darin, dass du dankbar gegen Gott seist und beständig daran denkst, dass du weder durch dein Verdienst, noch durch deine Klugheit, noch durch deine Anstrengungen diese Stelle erhalten, sondern allein durch die göttliche Gnade, deren du dich nur durch ein nüchternes, frommes und exemplarisches Leben würdig machen kannst. Es würde für deine Familie ein großes Unglück sein, wenn du in reiferen Jahren deinen Pflichten zuwiderhandeln und die Grundsätze vernachlässigen wolltest, die dir in deiner Jugend eingeflößt worden. [...]

Überdies musst du dich jetzt als Mittelsperson zwischen unserem Staat und dem Apostolischen Stuhl ansehen und daher das Interesse der Kirche zwar vor allen Dingen befördern, aber doch auch nie den Nutzen deines Vaterlandes außer Augen setzen. Du bist nicht allein der jüngste Kardinal im Kollegium, sondern du bist auch der Jüngste unter allen, die jemals zu dieser Würde gelangt sind: Du solltest daher billig auch der Wachsamste und Vorsichtigste sein. Unterhalte ja nicht einen zu genauen Umgang mit denen von deinen Kollegen, die einen weniger ehrwürdigen Charakter haben. Bei öffentlichen Angelegenheiten sei dein Anzug und deine Equipage³³ so einfach wie möglich; nicht einmal Seide und Juwelen schicken sich für Personen deines Standes. Weit besser kannst du deinen Geschmack dadurch zeigen, dass du dir Antiken und schöne Bilder sammelst und zu deiner Dienerschaft gelehrte und wohlerzogene Leute wählst. [...] Sollst du im heiligen Konsistorium³⁴ eine Meinung äußern, so wirst du sehr klug handeln, wenn du die Entscheidung seiner Heiligkeit überlässt und deine Jugend und Unerfahrenheit als einen Grund zur Entschuldigung anführst. Wahrscheinlich wird man dich oft um deine Vermittlung bei dem Papst bitten: Hüte dich aber ja, ihm nicht zu oft zur Last zu fallen; denn er pflegt gerade gegen diejenigen am freigebigsten zu sein, die ihn am seltensten behelligen. Lebe wohl.

Will Durant, Die Renaissance: Eine Kulturgeschichte Italiens von 1305-1576, Bern 1955, S. 478

1. *Lorenzo de' Medici hatte seinen Sohn von Kindesbeinen an auf das Kardinalsamt vorbereitet. Welche Bedeutung hatte die kirchliche Laufbahn des Sohnes für den Vater?*
2. *Problematizieren Sie die beschriebenen Vorgänge aus der Sicht der damaligen Kirchenkritiker.*
3. *Beschreiben Sie die Bedeutung, die Lorenzo der Kunst und der Bildung beimisst.*

³³ Ausrüstung, Ausstattung

³⁴ Plenarversammlung der Kardinäle unter Vorsitz des Papstes

Die Gründung der Universität Freiburg

Mit Zustimmung von Kaiser und Papst autorisiert Erzherzog Albrecht VI. von Österreich 1457 die Gründung der Universität Freiburg im Breisgau. In der Gründungsurkunde erklärt er:

Wir, Albrecht von Gottes Gnaden Erzherzog zu Österreich [...], [wollen] den Brunnen des Lebens graben helfen, [damit] daraus unversiegbar von allen Enden der Welt erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit geschöpft werden möge zum Löschen des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.

Unter allen guten Werken haben wir die Stiftung einer hohen, allgemeinen Schule und Universität in unserer Stadt Freiburg, im Bistum Konstanz, ausgewählt und vorgenommen. Vom Heiligen Stuhl zu Rom haben wir die päpstliche Vollmacht erworben, das würde aber für den Bestand der Universität nicht genügen, und so begaben wir sie, alle ihre Meister und Schüler und alle, die zu ihr gehören, mit besonderen Gnaden und Freiheiten, damit sie in allen unseren Landen und besonders in unserer Stadt Freiburg umso friedlicher und ruhiger bleiben mögen, von allen unbekümmert, unbeleidigt und ungehindert. Man wird umso mehr geneigt sein, von allen Landen zu unserer hohen Schule zu ziehen, wenn man sie mit großen Gnaden und Freiheiten freigebig begabt findet. Und wer wollte nicht denen Gnade und besondere Freiheiten erweisen, die in gutem Willen die eigenen Freunde und das Vaterland verlassen, als Pilger mancherlei Leid erdulden, um als Gäste bei uns in der Fremde zu weilen und dort das, was ihre Eltern mit großer Mühe im Schweiß ihres Angesichts erworben, freundlich hergeben, um dafür bei den Unseren Belehrung, Vernunft und Weisheit zu empfangen. [...]

Wir geben unserer Universität im Allgemeinen und jeder Fakultät im Besonderen volle Gewalt, für alle ihre Meister und Schüler und alle, die zu ihr gehören, geziemende und redliche Gesetze und Statuten, sooft dies nötig würde, für ewige Zeiten aufzustellen zu Mehrung, Nutz und Bestand der Schule [...]. Darum nehmen wir in unser und unser Nachkommen und Erben besonderen Schutz, Geleit und Hut alle Doktoren, Meister und Schüler, die jetzt hier sind, hierher kommen oder von hier fortziehen. [...] Wir geben auch jedem Rektor und seinem Stellvertreter volle Gewalt, Recht zu sprechen über alles, was Meister und Schüler miteinander auszutragen haben. [...] Alle Freiheiten, die die Meister und Schüler unserer Universität Freiburg genießen, haben wir gnädiglich auch gegeben allen ihren Eheweibern und Kindern, Knechten und Mägden, Dienern [...] und wer zu ihnen und allein unter ihr Gebot gehört, ohne Betrug.

Gründungsurkunde der Universität Freiburg vom 21. September 1457, in: Lesebuch zur deutschen Geschichte, Bd. 1, Nördlingen 1984, S. 355-358

1. *Arbeiten Sie die Motive für die Gründung heraus.*
2. *Analysieren Sie die rechtliche Stellung der Universität.*
3. *Erläutern Sie, warum die päpstliche Vollmacht „für den Bestand der Universität nicht genügen“ würde.*

Entstehung von Universitäten im lateinischen Europa, ca. 1200 bis 1500



1. Arbeiten Sie heraus, in welchen Ländern Europas seit dem 12. Jahrhundert besonders viele Universitäten entstanden sind, und erklären Sie die Ursachen.
2. Überprüfen Sie mithilfe des Internets, welche Orte bis heute Universitätsstädte blieben.
3. Die Universitäten Oxford und Cambridge verbindet eine jahrhundertealte Rivalität. Recherchieren Sie, worauf sich diese begründet, und erläutern Sie die Entwicklung der frühen europäischen Universitäten. Nutzen Sie dafür auch die Literaturhinweise im Lehrbuch.

Kaiser Maximilian I., ein Freund der Gelehrten

Der Humanist und Doktor der Medizin Johannes Cuspinian, geboren 1499 in Schweinfurt, steht als Rektor der Universität Wien und seit 1512 als führender Rat und Gesandter im Dienst des deutschen Kaisers Maximilian I. (1459-1519, seit 1486 König, seit 1508 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches). Er würdigt seinen Herrn in einer großen Kaisergeschichte (1540 erschienen), für die Cuspinian als einer der ersten Geschichtsschreiber des Humanismus alte Handschriften und Originalurkunden heranzieht:

Als erster unter allen Fürsten unserer Zeit ließ er die Genealogie der einzelnen [Fürstenhäuser] erforschen. Er schickte Gesandte nach Italien, Frankreich und Deutschland, die alle Klöster, alle Bibliotheken und alle Fürstenarchive gründlich durchsuchen sollten. Daher gewannen die Geschichtsbücher der einzelnen Länder, die lange verborgen lagen und von Staub und Motten verzehrt wurden, durch seine Bemühung wieder Leben und kamen ans Licht [...]. Er philosophierte gerne; öfter unterhielt er sich geistreich über Naturwissenschaften; für keinen Gegenstand fehlte ihm das Verständnis. Über religiöse Fragen unterhielt er sich manchmal sehr scharf, aber nicht ohne klare Ansichten. In der Medizin stellte er öfter größere Versuche an. Nur den Rechtsgelehrten, welche die Meinungen des Bartoldus und Baldus³⁵ für Orakel ausgaben, trat er entgegen. Außerdem sind über seine Anregung die hebräischen, griechischen und lateinischen Wissenschaften, als die vornehmeren Disziplinen, in Deutschland zuerst aufgekommen, allmählich gewachsen und schließlich mit gleichsam stürmischer Kraft durchgebrochen; denn er hat gute Ausbildung gefördert, die Gelehrten geliebt, emporgehoben und sie mit würdigen Preisen beschenkt, weil er erkannte, dass er selber in der Jugend schlecht unterrichtet worden war. In fortgeschrittenerem Alter hörte er die Gelehrten gerne an, unterhielt sich mit ihnen am freiesten im Geheimen und hat von ihnen viel gelernt. Er wandte sich seither dem Bücherschreiben zu, aber in der Muttersprache. Obwohl er öffentlich die [lateinische] Dichtkunst verachtete, weil er in der Jugend schlecht unterrichtet worden war, war er doch für die Dichtkunst geboren und brachte nach Art der Dichter ein Werk über seine verschiedenen Abenteuer heraus, das er in der Volkssprache Theuerdank nannte [...].

Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellungen, Bd. 3: Reformationszeit 1495-1555, herausgegeben von Ulrich Köpf, Stuttgart 2001, S. 25 f.

1. Erläutern Sie, in welcher Weise sich auch der Kaiser der Gelehrtenrepublik zugehörig fühlte.
2. Cuspinian beriet den Kaiser als Superintendent (Aufseher) in Universitäts- und Bildungsfragen und verhandelte für ihn in den wichtigen Feldern der äußeren Politik. Diskutieren Sie, welche Veränderungen anzunehmen sind, wenn gelehrte Humanisten statt hohe Adlige die Landes- und Reichspolitik gestalteten.

³⁵ Bartoldus de Saxoferrato und Baldus de Ubaldis, bedeutende italienische Rechtsgelehrte des 14. Jahrhunderts. Gemeint ist: Der Kaiser akzeptierte nicht, dass die Rechtsmeinungen der beiden Gelehrten in der Rechtspraxis wie eine göttliche Offenbarung unhinterfragt verwendet wurden.

Zwei Wege zum ewigen Seelenheil

Die Texte Luthers und des Trienter Konzils (1545-1563) formulieren aus evangelischer bzw. katholischer Sicht, wie der Mensch sein Seelenheil erlangt. Luthers Text ist ein Rückblick aus dem Jahr 1545, d. h. er ist ein Jahr vor dem Tode des Reformators geschrieben worden. Ob die beschriebene Einsicht ins Jahr 1517 oder, wie neuerdings favorisiert, ins Jahr 1518 fällt, ist umstritten. Der Lehrsatz (Dogma) zu Gnade und Glaube wird maßgebend für die evangelischen Kirchen. Das Trienter Konzil, bei dem sich Bischöfe aus der ganzen katholischen Welt versammeln und Beschlüsse fassen, bekräftigt 1547 für die katholische Kirche das Dogma von den guten Werken:

Luthers Erkenntnis des Heils: Gnade und Glaube

Mit außerordentlicher Leidenschaft war ich davon besessen, Paulus im Brief an die Römer kennenzulernen. Nicht die Herzenskälte, sondern ein einziges Wort im ersten Kapitel war mir bisher dabei im Wege: „Die Gerechtigkeit Gottes wird darin [im Evangelium] offenbart.“ Ich hasste nämlich dieses Wort „Gerechtigkeit Gottes“ [...]. Ich konnte den gerechten, die Sünder strafenden Gott nicht lieben, im Gegenteil, ich hasste ihn sogar. Wenn ich auch als Mönch untadelig lebte, fühlte ich mich vor Gott doch als Sünder, und mein Gewissen quälte mich sehr. Ich wagte nicht zu hoffen, dass ich Gott durch meine Genugtuung versöhnen könnte. Und wenn ich mich auch nicht in Lästerung gegen Gott empörte, so murrte ich doch heimlich gewaltig gegen ihn [...]. Da erbarmte Gott sich meiner. Tag und Nacht war ich in tiefe Gedanken versunken, bis ich endlich den Zusammenhang der Worte beachtete: „Die Gerechtigkeit Gottes wird in ihm (im Evangelium) offenbart, wie geschrieben steht: Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes als eine solche zu verstehen, durch welche der Gerechte als durch Gottes Gnade lebt, nämlich aus dem Glauben. Ich fing an zu begreifen, dass dies der Sinn sei: Durch das Evangelium wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart, nämlich die passive, durch welche uns der barmherzige Gott durch den Glauben rechtfertigt, wie geschrieben steht: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Da fühlte ich mich ganz und gar neu geboren, und durch offene Tore trat ich in das Paradies selbst ein.

Die Heilsentscheidung des Trienter Konzils: Gute Werke

Niemand soll es wagen, in Sachen des Glaubens und der Sitten [...] die Heilige Schrift im Vertrauen auf die eigene Klugheit nach seinem eigenen Sinn zu drehen, gegen den Sinn, den die heilige Mutter, die Kirche, hielt und hält – ihr steht das Urteil über den wahren Sinn und die Erklärung der heiligen Schriften zu. [...] Wer behauptet, die Gerechten dürften für die guten Werke [...] nicht eine ewige Vergeltung von Gott erwarten und erhoffen, durch seine Barmherzigkeit und das Verdienst Jesu Christi, wenn sie in gutem Tun und in der Beobachtung der göttlichen Gebote bis zum Ende beharren, der sei ausgeschlossen.³⁶

Hermann Wilmes (Hrsg.), Materialien-Handbuch Geschichte, Bd. 2: Das Entstehen der modernen Welt (15.-17. Jahrhundert), Köln 2000, S. 163 und 235

1. *Arbeiten Sie den Kern der Überzeugung Luthers heraus und stellen Sie sie der Überzeugung der katholischen Kirche gegenüber.*
2. *Vergleichen Sie die Bedeutung, die jeweils der Kirche für das Seelenheil zukommt.*
3. *Erörtern Sie die Folgen der unterschiedlichen Lehren für die Gläubigen und die Kirche.*

³⁶ gemeint: aus der Gemeinschaft der Kirche. Das Trienter Konzil beendete eine Phase der Unsicherheit der katholischen Kirche. Mit den Beschlüssen, die als Ganzes 1563 in Kraft traten, waren die Glaubenspositionen festgelegt. Auf dieser Basis begann die kirchliche Erneuerung.

Die erste evangelische Ordnung

Der Rat der Stadt Wittenberg beschließt, beeinflusst von evangelischen Predigern, im Januar 1522 die erste evangelische Gemeindeordnung. Sie wird im Druck verbreitet und dient als Vorbild für andere Ordnungen, unter anderem in der Einrichtung eines „Gemeinen Kastens“ zur Armenfürsorge:

Erstlich ist einhelliglich beschlossen, dass der Zehnte der Gotteshäuser, Priesterschaft und bestimmter Gewerbe in einen gemeinen Kasten³⁷ gelegt wird. Dazu sind verordnet zwei des Rats, zwei von der Gemeinde, und ein Schreiber, die den Zehnten einnehmen, verwalten und damit arme Leute versorgen. [...] Es sollen auch keine Bettler in unserer Stadt gelitten werden, die alters- oder krankheitshalber zu arbeiten nicht geschickt sind, sondern man soll diese zur Arbeit treiben oder aus der Stadt verweisen. Wer aber ohne Schuld wegen Krankheit oder sonst in Armut ist, soll aus dem gemeinen Kasten durch die Verordneten in ziemlicher Weise versorgt werden. [Bettelverbot auch für Mönche und auswärtige Schüler] Aus dem gemeinen Kasten soll man auch die armen Handwerksleute beleihen, die ihr Handwerk nicht kontinuierlich ausüben können, damit sie einen Lebensunterhalt haben. Sie sollen aber zur festgelegten Zeit das Geld ohne Zins zurückzahlen, wenn sie dazu in der Lage sind. [Unterstützung aus dem gemeinen Kasten auch für Waisen und Kinder armer Leute] Wenn aber die Einkünfte zu solchen guten Werken nicht genügen, so soll jeder, er sei Priester oder Bürger, nach Vermögen jährlich eine Summe Geldes zur Armenfürsorge geben. Da der Zehnte der Priester, die wir jetzt haben, auch in den gemeinen Kasten geht, soll jeder, nachdem er bisher acht Gulden jährlich für seine Vigilien³⁸ erhalten hat, mit sechs Gulden auskommen. Weil Messen und Vigilien abgebaut werden, sollen die Priester stattdessen arme, kranke Menschen besuchen und trösten, doch sollen sie niemand zu einem Testament veranlassen. Die Bilder und Altäre in den Kirchen sollen weggeschafft werden, damit Abgöttere vermieden wird, denn drei Altäre ohne Bilder sind genug. Die Messe soll so gehalten werden, wie sie Christus beim Abendmahl eingesetzt hat. [Hinweise zum Ablauf] Es mag auch der Kommunikant die konsekrierten Hostien³⁹ in die Hand nehmen und selbst in den Mund schieben, ebenso den Kelch nehmen und daraus trinken. Es ist künftig auch nicht gestattet, dass unehrliche Personen⁴⁰ sich in der Stadt aufhalten, vielmehr sollen sie heiraten. Wollen sie das nicht tun, wenn sie eine Wohnung haben, soll man sie vertreiben. Wohnen sie zur Untermiete, soll der Vermieter bestraft und sie selbst aus der Stadt vertrieben werden. Sofern Mitbürger und Bewohner der Stadt fünf oder sechs Prozent Zinsen bezahlen, aber ohne Vermögen sind, lösen wir den Kredit aus dem gemeinen Kasten ab, sodass sie dem gemeinen Kasten nur noch vier Prozent Zins zu zahlen haben, bis sie den Kredit ablösen. Auch soll man insbesondere darauf achten, dass man arme Leute Kinder, nämlich Knaben, die zur Schule und zum Studium geeignet sind, sich dies aber nicht leisten können, unterstützt, damit man jederzeit gelehrte Leute hat, die das Evangelium und die Schrift predigen, und damit auch in den weltlichen Behörden an geschickten Leuten kein Mangel ist. Die nicht Geeigneten soll man zum Handwerk oder zur Arbeit anhalten, denn dort braucht man sie.

Ulrich Köpf (Hrsg.), Reformationszeit 1495-1555, Stuttgart 2001, S. 200-203 (Übersetzung: M. L.)

1. Fassen Sie die wesentlichen Regelungsbereiche der Ordnung zusammen und erklären Sie die Verfügungen.

³⁷ hier: gemeinsame Kasse

³⁸ Feier zur Vorbereitung auf ein kirchliches Fest

³⁹ geweihte (in ihrem Wesen gewandelte) Hostien, d. h. Abendmahlsbrote

⁴⁰ Henker, Abdecker, Totengräber, Nachtwächter, Chirurgen, Schäfer, Prostituierte oder Bettler

2. *Begründen Sie aus heutiger Sicht, ob die Schwerpunkte im kirchlich-religiösen oder im weltlichen Bereich liegen.*
3. *Die jüngere reformationsgeschichtliche Forschung spricht von einer neuen „christlichen Heilsgemeinschaft“, die durch die evangelische Bewegung in den Gemeinden entstand. Untersuchen Sie die Tragfähigkeit dieses Begriffs anhand der Ordnung.*

Vorsehungsglauben im Zeitalter der Renaissance

Der Historiker Martin Hille skizziert in seiner Forschungsarbeit zum Weltbild am Beginn der Neuzeit die Verbreitung des noch verknüpften Wissens zu Mathematik, Astronomie und Astrologie:

Es ist das Gesetz der Zahl, der Geometrie, die als „ars combinatoria“⁴¹ dem Ganzen zugrunde liegt – so wie einst bei den Pythagoreern⁴². Neu formuliert hat es kein geringerer als der Astronom und Mathematiker Johannes Kepler (1571-1630) in seinen „Harmonices mundi libri V“⁴³ von 1619. Demnach konstituiert die Weltharmonik die elliptischen Planetenbahnen ebenso wie die ständisch-hierarchische Gesellschaft, die Methodik der Wissenschaften gleichermaßen wie die Klänge der Musik. Die Astrologie bildet mithin eine wesentliche, teilweise vorchristliche Komponente des vormodernen Vorsehungsglaubens. Der Astronomie, also der Vorausberechnung der Planetenbewegungen, kam demgegenüber lange Zeit nur dienende Funktion zu. Dies blieb so bis weit hinein in das 16. und 17. Jahrhundert, der eigentlichen Blütezeit der Astrologie. Nicht nur Deutschland erlebte zwischen 1530 und 1540 eine bemerkenswerte Wiederbelebung heidnisch-antiken astronomischen und astrologischen Wissens; der Denkhorizont erweiterte sich – zahlreiche gedruckte Klassikerausgaben, die bislang nur in handschriftlicher Form vorlagen, legen hiervon Zeugnis ab. Da wäre zunächst an das Oeuvre⁴⁴ des antiken Geografen und Astronomen Claudius Ptolemäus (87-165 n. Chr.) zu denken, sodann an das vielleicht einflussreichste Lehrbuch der Astronomie im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit: die „Sphaera“ des Johannes de Sacrobosco (gest. 1244 oder 1256). Später, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, drang dieses Wissen nach und nach in die Kolportageliteratur⁴⁵ vor, allen voran die Schreibkalender, die Jahresprognostiken⁴⁶ sowie die astrologischen Deutungsschriften über einzelne Himmelserscheinungen. Auf die weitreichenden Auswirkungen dieses Prozesses, hier insbesondere auf die Weltwahrnehmung des frühneuzeitlichen Menschen, wurde in erster Linie vonseiten der mediengeschichtlichen Forschung hingewiesen. Für den gemeinen Mann eröffneten sich hierdurch Zugänge zu all den Wissensschätzen, die bislang weitgehend den Eliten vorbehalten waren.

Martin Hille, Providentia Dei – Reich und Kirche. Weltbild und Stimmungsprofil altgläubiger Chronisten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg (1517-1618), Göttingen 2010, S. 246 f.

1. Beschreiben Sie die Verbreitung des Vorsehungsglaubens und des damit verknüpften Wissens im Lauf des 16. Jahrhunderts. In welcher Beziehung stehen offenbar Astrologie und Astronomie?
2. Erläutern Sie die Bedeutung der Mathematik im Weltbild der Pythagoreer und des Astronomen Kepler.

⁴¹ Kunst des Zusammenfügens

⁴² Schüler des Philosophen Pythagoras (6. Jh. v. Chr.). Sie vertraten mit ihrem Lehrer die Auffassung, dass die Welt eine Einheit bilde, die durch bestimmte Zahlen und Zahlenverhältnisse strukturiert werde.

⁴³ Fünf Bücher Weltharmonik. Darin befasst sich Kepler mit der These, dass die Welt in ihren Teilen „harmonisch“, d. h. in mathematischen Proportionen angelegt ist. Die Planeten stehen z. B. ebenso in „harmonischen“ Proportionen zueinander wie die Tonintervalle der Musik. Eine solche in mathematischen Proportionen fassbare Harmonie sei für alle Teile der sichtbaren Welt anzunehmen. Darauf spielt auch der folgende Satz an.

⁴⁴ Werk

⁴⁵ populäres Schrifttum, das zu niedrigen Preisen verkauft wurde

⁴⁶ Schreibkalender und Jahresprognostiken enthielten astrologisch begründete Voraussagen.

Ein „methodischer Neuerer“

Der italienische Forscher Galileo Galilei (1564-1642) wird hauptsächlich durch seine Auseinandersetzung mit der Kirche über das astronomische Weltbild bekannt, doch sein Hauptverdienst als Wissenschaftler liege, so der Physiker Bernd Schuh, auf dem Gebiet der Erforschung der Bewegung fester Körper. Dafür setzt Galilei nicht zuletzt das Gedankenexperiment als Beweis ein. Schuh lässt Galilei selbst zu Wort kommen, der das Relativitätsprinzip bei gleichförmigen Bewegungen („Galilei-Invarianz“) gedanklich entwickelt:

[Im] *Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo* (Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme) schreibt er: „Schließt euch in Gesellschaft eines Freundes in einem möglichst großen Raum unter dem Deck eines Schiffes ein. Verschafft euch zu diesem Zweck Mücken, Schmetterlinge und ähnliches Getier; sorgt auch für ein Glas mit Wasser und kleinen Fischen darin; hängt ferner oben einen kleinen Eimer auf, welcher tropfenweise Wasser in ein zweites, enghalsiges darunter gestelltes Gefäß tröpfeln lässt. Beobachtet nun sorgfältig, solange das Schiff stille steht. Nun lasst das Schiff mit jeder beliebigen Geschwindigkeit sich bewegen: Ihr werdet – wenn nur die Bewegung gleichförmig ist und nicht hierhin und dorthin schwankend – bei allen Erscheinungen nicht die geringste Veränderung eintreten sehen.“ [...] Noch bedeutsamer als die Aussage ist die Methode von Galileis Entdeckung. Auch wenn man einräumen mag, er habe solche Experimente tatsächlich durchgeführt, was wahrscheinlich nicht zutrifft – das entscheidende Prinzip der Begründung ist ein Gedankenexperiment, ebenfalls ein vollkommenes Novum für das wissenschaftliche Denken seiner Zeit. Wir müssen Galilei mithin als wissenschaftlichen wie als methodischen Neuerer feiern, der auf zweierlei Weise hervorsteht: Erstens *fragt* er anders als seine Vorgänger – nämlich nicht mehr „warum?“, sondern „wie?“. Und zweitens *antwortet* er anders, nämlich in der Sprache der Mathematik und mit der Methode des Gedankenexperiments. Diese Eigenständigkeit im Denken zeichnet ihn mehr aus als die Kontroverse mit der Kirche über das kopernikanische System.

Bernd Schuh, *50 Klassiker: Naturwissenschaftler. Von Aristoteles bis Crick & Watson*, Hildesheim 2008, S. 41-44

1. Erklären sie das Gedankenexperiment anhand des Beispiels, das Galilei entwickelt.
2. Begründen Sie, inwiefern Galilei ein wissenschaftlicher und methodischer Neuerer ist.

„Ein schmerzliches Missverständnis“

Erst im 20. Jahrhundert verschwinden die Werke Galileo Galileis vom Index der verbotenen Bücher der katholischen Kirche, er selbst wird später vollständig rehabilitiert. In einer Ansprache an die Päpstliche Akademie der Wissenschaften am 31. Oktober 1992 erklärt Papst Johannes Paul II.:

Das Problem, welches sich die Theologen der Zeit stellten, war also die Übereinstimmung des Heliozentrismus mit der Heiligen Schrift. So zwang die neue Wissenschaft mit ihren Methoden und der Freiheit der Forschung, die sie voraussetzte, die Theologen, sich nach ihren Kriterien für die Deutung der Bibel zu fragen. [...] Es ist eine Pflicht der Theologen, sich regelmäßig über die wissenschaftlichen Ergebnisse zu informieren, um eventuell zu prüfen, ob sie diese in ihrer Reflexion berücksichtigen oder ihre Lehre anders formulieren müssen. Wenn die heutige Kultur von einer Tendenz der Wissenschaftsgläubigkeit gekennzeichnet ist, war der kulturelle Horizont der Zeit des Galilei einheitlich und von einer besonderen philosophischen Bildung geprägt. Dieser einheitliche Charakter einer Kultur, der an sich auch heute positiv und wünschenswert wäre, war einer der Gründe für die Verurteilung des Galilei. Die Mehrheit der Theologen vermochte nicht formell zwischen der Heiligen Schrift und ihrer Deutung zu unterscheiden, und das ließ sie eine Frage der wissenschaftlichen Forschung unberechtigterweise auf die Ebene der Glaubenslehre übertragen. [...]

Ausgehend vom Zeitalter der Aufklärung bis in unsere Tage hat der Fall Galilei eine Art Mythos gebildet, in dem das dargelegte Bild der Ereignisse von der Wirklichkeit weit entfernt war. In dieser Perspektive war dann der Fall Galilei zum Symbol für die angebliche Ablehnung des wissenschaftlichen Fortschritts durch die Kirche oder des dogmatischen „Obskurantentums“ gegen die freie Erforschung der Wahrheit geworden. [...] Ein tragisches gegenseitiges Unverständnis wurde als Folge eines grundsätzlichen Gegensatzes von Wissen und Glauben hingestellt. Die durch die jüngeren historischen Forschungen erbrachten Klärungen gestatten uns nun die Feststellung, dass dieses schmerzliche Missverständnis inzwischen der Vergangenheit angehört.

Der Fall Galilei kann uns eine bleibend aktuelle Lehre sein für ähnliche Situationen, die sich heute bieten und in Zukunft ergeben können. Zur Zeit des Galilei war eine Welt ohne physisch absoluten Bezugspunkt unvorstellbar. Und da der damals bekannte Kosmos sozusagen auf das Sonnensystem beschränkt war, konnte man diesen Bezugspunkt nicht entweder auf die Erde oder auf die Sonne verlegen. [...]. Eine weitere Lehre ist die Tatsache, dass die verschiedenen Wissenschaftszweige unterschiedlicher Methoden bedürfen. Galilei, der praktisch die experimentelle Methode erfunden hat, hat, dank seiner genialen Vorstellungskraft als Physiker und auf verschiedene Gründe gestützt, verstanden, dass nur die Sonne als Zentrum der Welt, wie sie damals bekannt war, also als Planetensystem, infrage kam. Der Irrtum der Theologen von damals bestand dagegen am Festhalten an der Zentralstellung der Erde in der Vorstellung, unsere Kenntnis der Strukturen der physischen Welt wäre irgendwie vom Wortsinn der Heiligen Schrift gefordert. [...] Es gibt also zwei Bereiche des Wissens. Der eine hat seine Quelle in der Offenbarung, der andere aber kann von der Vernunft mit ihren eigenen Kräften entdeckt werden. Zum letzteren Bereich gehören die experimentellen Wissenschaften und die Philosophie. Die Unterscheidung der beiden Wissensbereiche darf aber nicht als Gegensatz verstanden werden. Beide Bereiche sind vielmehr einander durchaus nicht fremd, sie besitzen vielmehr Begegnungspunkte. Dabei gestattet die Methode eines jeden Bereiches, unterschiedliche Aspekte der Wirklichkeit herauszustellen.

Nach: www.stjosef.at/index.htm?dokumente/papst_galilei.htm~mainFrame (ursprünglich abgedruckt in: Deutscher L'Osservatore Romano, 13. November 1992, S. 9ff.) [22.06.2010]

1. *Arbeiten Sie die Gründe heraus, die Papst Johannes Paul II. für das „tragische Missverständnis“ anführt.*
2. *Nehmen Sie Stellung zu der Lehre, die er aus dem „Fall Galilei“ zieht. Analysieren Sie seine Haltung.*
3. *Diskutieren Sie, ob der traditionelle Anspruch der Kirche auf alleinige Deutungshoheit über das offizielle Welt- und Menschenbild gerechtfertigt war. (Lesetipp: Bertolt Brecht, Leben des Galilei, Berlin ⁷¹2008)*

3. Aufbruch in neue Welten: Beginn der europäischen Expansion

M1

„Christoph Kolumbus war kein Freund von mir“

Friedrich W. Sixel beschreibt unter der Überschrift „Christoph Columbus war kein Freund von mir“ die Folgen des europäischen Ausgreifens nach Mittel- und Südamerika. Die Zeile „Christopher Columbus was no friend of mine“ stammt aus einem Reggae, der auch unter Indianern populär ist:

Es ist schon erstaunlich, wie viele sich nach uns richten. Die ganze Welt scheint sich einig zu sein: Vor Kolumbus war das „Mittelalter“, nachher kam die „Neuzeit“. Wir „entdeckten“ sie, und das war „1492“. Wir nannten sie „Indianer“ [...] und bald begannen wir, sie zu „bekehren“ und später auch zu „entwickeln“.

Richtig an alledem ist, dass es Weiße waren, die den Atlantik überquerten, und nicht Indianer. Richtig ist auch, dass sie vor uns in der „Neuen Welt“ waren und dass uns das wenig störte. Und schließlich stimmt der Gemeinplatz, dass wir einander irgendwann zum ersten Mal gesehen haben müssen, wobei zu beachten ist, dass diese Begegnung eine böse für den Indianer war. Diese böse Entdeckung wird heute noch von fast jedem Indianer gemacht, meist lange, bevor er sie so recht begreift. [...]

So wenig Christoph Kolumbus im 16. Jahrhundert den Indianern Gutes brachte, so wenig tut es die Entwicklungshilfe heute. Zu tun hat das wohl damit, dass wir uns in unseren Forschungen immer nur mit unseren Vorstellungen auseinandersetzen, nicht aber mit den Menschen, die wir vor uns haben. Selbst dafür werden wir Erklärungen haben, gelehrte, wenn es sein muss, aber sie ändern nichts daran, dass heute noch Indianer unter uns leiden.

Ob wir das ändern können, muss sich zeigen. Wenn wir es ändern, geht es sicher an die Wurzeln unserer westlichen Tradition und an das, was uns die Macht gegeben hat, die Welt so zu verstehen und die Dinge so zu benennen, wie es uns passt. In diesem Sinne ist es immer noch „1492“, als wir „Amerika“ „entdeckten“.

Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, Berlin 1982, S. 224 ff.

1. *Problematisieren Sie den Begriff der „Entdeckung“ und suchen Sie nach möglichen Erklärungen für den Reggae-Vers. Informieren Sie sich im Lehrbuch und in der Literatur über die Geschichte der indigenen Bevölkerung Amerikas.*
2. *Erklären Sie, warum der Verfasser so viele Begriffe in Anführungszeichen setzt.*
3. *Erörtern Sie, welche Verbindungslinien Sixel zwischen 1492 und unserer Gegenwart sieht.*

M2

Aus dem Bordtagebuch des Vasco da Gama

Vasco da Gama, ein portugiesischer Seefahrer aus adligem Geschlecht, landet am 20. Mai 1498 nahe der Stadt Calicut an der indischen Malabarküste. Er ist damit der erste Europäer, dessen Flotte Indien auf dem Seeweg in östlicher Richtung erreicht. In seinem Bordtagebuch beschreibt da Gama anschaulich, wie die Kontaktaufnahme zur einheimischen Bevölkerung vonstatten gegangen ist:

Und am Sonntag fuhren wir nah an Gebirgen vorbei, die oberhalb der Stadt Calicut liegen, und fuhren an jene so nah heran, bis dass der Lotse, den wir an Bord hatten, sie erkannte und sagte, dass dies das Land wäre, wo wir hin wollten. Und am gleichen Tag warfen wir nachmittags Anker, zwei Leguas⁴⁷ unterhalb der Stadt Calicut. Dies taten wir, weil der Lotse eine Stadt, die dort lag und die Capuá heißt, für Calicut hielt. Und unterhalb dieser Stadt liegt eine andere, die Pandarane heißt, und wir warfen vor der Küste Anker, ungefähr eineinhalb Leguas vom Lande entfernt. Und nachdem wir so vor Anker lagen, kamen vom Lande vier Barken auf uns zu. Sie kamen, um zu erfahren, wer wir wären, und nannten und zeigten uns Calicut. Und desgleichen am anderen Tage kamen wieder diese Barken zu unseren Schiffen, und der Kommandant schickte einen der Verbannten nach Calicut und die, mit denen er fuhr, führten ihn hin, wo zwei Mauren von Tunis wohnten, die kastilianisch und genuesisch sprechen konnten, und der erste Gruß, den sie ihm zuriefen, war der: „Hol dich der Teufel! Wer hat dich hergebracht?“

Sie fragten, was wir so weit in der Ferne suchten, und er antwortete ihnen: „Wir kommen, Christen und Gewürze zu suchen.“ Sie sagten zu ihm: „Warum schickt der König von Kastilien nicht her und der König von Frankreich und die Signoria von Venedig?“ Und er gab ihnen zur Antwort, dass der König von Portugal es nicht dulden wolle, dass sie herschickten, und sie sagten, dass er gut daran täte. Dann bewirteten sie ihn und gaben ihm Weizenbrot mit Honig zu essen, und nachdem er gegessen hatte, kam er zurück zu den Schiffen, und mit ihm kam einer von den besagten Mauren. Und als dieser an Bord trat, waren seine ersten Worte: „Willkommen, willkommen! Viele Rubine, viele Smaragde! Danket Gott auf den Knien, dass er euch in ein Land gebracht hat, wo es so viel Reichtum gibt!“ Wir waren sehr überrascht, als wir ihn sprechen hörten, und konnten kaum glauben, dass es so weit von Portugal einen Menschen geben konnte, der unsere Sprache verstünde.

Nach: Hagen Schulze und Ina Ulrike Paul (Hrsg.), Europäische Geschichte. Quellen und Materialien, München 1994, S. 997-1000 (Übersetzung: Matthias Meyn)

1. Arbeiten Sie heraus, welche Gründe da Gama für seine Fahrt nennt.
2. Skizzieren Sie den Ablauf der Kontaktaufnahme zwischen da Gama und der einheimischen Bevölkerung.
3. Beschreiben und bewerten Sie, wie Calicut und seine Bewohner in da Gamas Tagebucheintrag charakterisiert werden.

⁴⁷ Längenmaßeinheit, fand in Europa und Lateinamerika Verwendung, eine Legua = zwischen 2 und 7 km

Durch die Urwälder und Sümpfe Mittelamerikas

Der spanische Eroberer Hernán Cortés verfasst mehrere Schriftstücke, in denen er Kaiser Karl V. die Eroberung des Aztekenreiches schildert. Im fünften Bericht heißt es:

Acalan ist eine bedeutende Provinz. In ihr liegen zahlreiche Dörfer mit einer großen Volksmenge. Meine Spanier haben viele davon mit eigenen Augen gesehen. Die Provinz hat Überfluss an Lebensmitteln und viel Honig. Dort leben eine Menge Händler und Unternehmer, die nach vielen Richtungen hin Handel treiben. Ihr Reichtum besteht in Sklaven und Handelsgütern des Landes. Umgeben ist die Provinz von Lagunen, die alle in die Bai oder gegen den Hafen Términos ausmünden, von wo man lebhaften Handel mit Schiffen nach Xicalango und Tabasco treibt. Ohne es ganz genau zu wissen, nimmt man dennoch an, dass die Leute von dort nach diesem anderen Meer fahren, wonach das Land Yucatan eine Insel ist. Ich habe mich bemüht, dieses Geheimnis zu enträtseln, und werde darüber Ew. Majestät wahrheitsgetreu berichten.

Nach meinen Erkundigungen gibt es in der Provinz nur ein Oberhaupt, das zugleich der reichste Kaufherr ist. Er unterhält mit seinen Booten auf dem Meer einen bedeutenden Handelsverkehr. Es handelt sich um jenen Apospolon, den ich Ew. Majestät oben als Oberhäuptling bezeichnet habe, und zwar deshalb, weil er sehr reich ist und einen bedeutenden Warenhandel treibt. Sogar in dem Dorf Nito, von dem ich weiterhin erzählen werde und in dem ich die Spanier aus der Truppe des Gil González de Ávila antraf, hatte er einen von seinen Angestellten bevölkerten Ortsteil zu eigen, unter denen auch sein Bruder war, der seine Waren absetzte. Unter den Bewohnern in diesen Gebieten werden vornehmlich Kakao, Baumwollstoffe, Farbstoffe zum Färben von Gegenständen sowie eine Art von Farbstoff zur Körperbemalung, um sich gegen Hitze und Kälte zu schützen, verhandelt, ferner Kieferfackeln zur Beleuchtung, Kiefernharz zum Beräuchern ihrer Götzenbilder, Sklaven und kleine Schmuckanhänger aus roten Muschelschalen, die sie an ihrem Körper hochschätzen. Bei ihren Festen und Volksbelustigungen handeln sie mit etwas Gold, das durch und durch von Kupfer und anderen Beimengungen verunreinigt ist.

Dem Apospolon und den angesehenen Personen dieser Provinz, die vor mir erschienen, erzählte ich über ihre Götzenbilder dasselbe wie allen anderen Leuten unterwegs, nämlich was sie zu glauben hätten und was sie zur Rettung ihrer Seelen tun müssten, dass sie aber auch zum Dienst für Ew. Majestät verpflichtet wären. Dem Anschein nach nahmen sie beides mit Befriedigung in sich auf, verbrannten viele Götteridole vor meinen Augen und machten darauf aufmerksam, dass sie diese von jetzt an nicht mehr verehren wollten. Sie versprachen, allzeit jedem Befehl, der im Namen Ew. Majestät erlassen werden würde, gehorsam zu sein. Dann nahm ich von ihnen Abschied und machte mich, wie oben berichtet, wieder auf den Marsch.

Franz Termer, Durch die Urwälder und Sümpfe Mittelamerikas. Der fünfte Bericht des Hernán Cortés an Kaiser Karl V., Hamburg 1941, S. 62-63

1. Erläutern Sie, wie Cortés die Lebensform der Azteken wahrnimmt. Beachten Sie insbesondere seine Äußerungen über ihre wirtschaftlichen Tätigkeiten und ihre kulturellen Gebräuche.
2. Arbeiten Sie den Zweck des Berichts heraus. Welche zentralen Beobachtungen und Erkenntnisse möchte Cortés dem Kaiser mitteilen – und warum?
3. Analysieren Sie auf der Grundlage der Informationen von Cortés die Herrschafts- und Wirtschaftsstruktur der Provinz Acalan.

Die Spanier erobern Tenochtitlan

In den Jahren 1520/1521 erobern spanische Truppen unter Hernán Cortés Tenochtitlan. Zusammen mit den Städten Texoco und Tlacopan am See bildet Tenochtitlan einen Bund, dem andere, kleinere aztekische Stadtstaaten tributpflichtig sind. Unter dem mächtigen Aztekenherrscher Moteczuma II. gewinnt Tenochtitlan politisch und militärisch an Einfluss, sodass sich die Stadt zum Zentrum des Aztekenreiches entwickelt. In einem Bericht heißt es über die Begegnung von Cortés und Moteczuma:

Am nächsten Morgen begleiteten uns alle vornehmen Kaziken, von denen ich bis jetzt gesprochen habe. Die Straße, auf der wir marschierten, war nach meiner Erinnerung acht Schritte breit und führte kerzengerade bis in die Mitte von Mexiko. Aber diese große Straße reichte nicht aus, um die Menschenmenge aufzunehmen, die aus der Stadt kam und in die Stadt zog, um uns zu sehen und zu begleiten. Auf allen Türmen und Tempeln standen Zuschauer, der ganze See war dicht bedeckt mit überfüllten Fahrzeugen. Aber was Wunder? Diese Leute hatten ja noch nie Menschen unserer Art und Pferde gesehen.

Wir marschierten wie im Traum durch diese Herrlichkeiten. Neue Städte tauchten auf. Sie lagen an den Ufern und mitten im See. Wir zogen weiter über große Brücken, bis sich schließlich vor uns die Hauptstadt Mexico ausbreitete in all ihrer Pracht. Unser kleiner Haufen von vierhundertfünfzig Mann zog mitten durch dichte Menschenmassen, den Kopf noch voll von den Warnungen unserer vielen indianischen Freunde. Der geneigte Leser muss sich einmal ganz in unsere Lage versetzen! Dann darf ich ihn nämlich fragen: Hat es je Männer gegeben, die ein derart kühnes Wagnis auf sich genommen haben? [...]

Als man Cortés meldete, dass Moteczuma selbst in der Nähe sei, stieg er vom Pferd und ging ihm zu Fuß entgegen. Nun gab es von beiden Seiten große Begrüßungszeremonien. Moteczuma hieß Cortés willkommen, und der Generalkapitän antwortete durch Marina, er wünsche, dass Moteczuma sich wohl befinde. Wenn ich mich recht erinnere, bot Cortés Moteczuma seine rechte Hand. Der Fürst wies sie aber zurück und breitete zum Gruß seine Arme aus. Ich weiß aber gewiss, dass Cortés dann Moteczuma seine prächtige Kette um den Hals legte. Sie bestand aus besonders schönen vielfarbigen Steinen, die auf goldene Schnüre gezogen und mit Moschus parfümiert waren. Als Cortés den Herrscher umarmen wollte, hielten ihn die Fürsten davon ab; denn sie sahen in dieser Bewegung einen Mangel an Ehrerbietung. Er musste sich also damit begnügen, Moteczuma zu sagen, wie sehr es ihn ehre und erfreue, dass er ihm persönlich entgegengekommen sei. Moteczuma antwortete mit wohlgesetzten Worten: „O unser Herr! Mit Mühsal, mit Ermüdung hast du es erlangt, dass du hier im Lande angekommen bist, dass du an deine Stadt Mexico herangekommen bist, dass du auf deiner Matte, deinem Stuhl zu sitzen gekommen bist, den ich nur eine kleine Weile für dich gehütet habe. [...]"

Wir wurden in einem riesigen Gebäude untergebracht, in dem Platz für uns alle war. Der Vater des mächtigen Moteczuma, Kaiser Axayacatl, hatte früher in diesem Palast gewohnt. Moteczuma hatte große Tempel in dieser Residenz und eine geheime Schatzkammer, in welcher er den von seinem Vater ererbten Goldschatz aufbewahrte, den er nie berühren wollte. Man hatte diese Baulichkeiten für uns gewählt, weil man uns allenthalben Teules nannte und wohl zum Teil auch für Teules hielt und weil wir hier unter den Götzen unter unseresgleichen wohnten. Die einzelnen Gemächer und die Säle waren sehr groß, die für Cortés bestimmten Räume waren mit Teppichen ausgelegt. Jeder von uns fand hier ein Bett mit Matten, Kissen, Decken und Vorhängen, wie sie die vornehmsten Männer nicht besser und schöner haben können. Alles war sehr sauber gekehrt, frisch getüncht und ausgeschmückt. Als wir in dem großen Hof des Palastes ankamen, trat der mächtige Moteczuma auf Cortés zu, fasste ihn an der Hand und führte ihn selbst in die für ihn bestimmten, reichgeschmückten Gemächer. Dort hängte er ihm eine sehr kostbare goldene Kette um den Hals, deren Glieder aus fein ausgearbeiteten

Krebsen bestanden. Die mexikanischen Fürsten waren nicht wenig erstaunt über die vielfachen Gunstbeweise ihres Herrschers gegenüber unserem Generalkapitän.

Nach: Eberhard Schmitt, Die Anfänge der europäischen Expansion (Historisches Seminar – Neue Folge, Bd. 2), Idstein 1991, S. 135-137

1. *Untersuchen Sie, welche Schwerpunkte die Beschreibung der Begegnung zwischen Cortés und Moteczuma setzt.*
2. *Diskutieren Sie, ob es sich um ein Zusammentreffen unter Gleichrangigen handelt. Mit welchem Selbstverständnis treten Cortés und die Spanier auf?*

Sklaverei oder Freiheit für die Indios?

Seit 1520 versuchen Karl V. und seine Kolonialbehörden in Spanien die Ausbeutung oder Versklavung der Indios zu verhindern. Die Konquistadoren und Siedler in Amerika leisten jedoch erbitterten Widerstand. 1539 beruft Karl V. eine „junta“ (Kommission) ein, die bis 1542 die „Neuen Gesetze“ zur Befreiung der Indios erarbeitet. Ihr gehört auch Bartolomé de Las Casas an, der schärfste Kritiker der Zustände in der Neuen Welt. Der Beginn der „Neuen Gesetze“ lautet:

Wir ordnen an und befehlen, dass künftig aus keinem Grunde, sei es Krieg oder welcher sonst, weder zur Strafe für Aufruhr noch im Wege des Loskaufens noch auf andere Weise irgendein Indianer zum Sklaven gemacht werde. Wir wollen, dass sie als Unsere, der Krone von Kastilien, Untertanen behandelt werden, denn das sind sie. Niemand darf sich der Indianer als Naborias (leibeigene Dienerschaft, Zwischenstufe zwischen Sklave und freiem Indianer) oder zu anderer Dienstbarkeit bedienen ohne deren Einverständnis.

Da Wir befohlen haben, dafür zu sorgen, dass künftig die Indianer auf keine Weise mehr zu Sklaven gemacht werden, ordnen Wir an und verfügen Wir ferner hinsichtlich derer, die bisher gegen Vernunft und Recht und gegen die erlassenen Verordnungen und Befehle als solche gehalten worden sind, dass die Gerichtshöfe die Parteien vorladen, ohne langwieriges Verfahren summarisch und in aller Kürze den Tatbestand ermitteln und sie in Freiheit setzen, wenn die Personen, die sie als Sklaven behalten haben, keinen Rechtstitel dafür vorweisen können, dass sie sie nach dem Gesetz als Sklaven halten und besitzen dürfen. Und damit die Indianer nicht mangels Leuten, die ihre Sache wahrnehmen, unrechtmäßigerweise für Sklaven angesehen werden, befehlen Wir, dass die Gerichte Personen einsetzen, die diese Angelegenheit für die Indianer betreiben und aus den gerichtlichen Strafgeldern bezahlt werden, und zwar Leute, die vertrauenswürdig und gewissenhaft sind.

Wir befehlen weiter, dass die Gerichtshöfe besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, dass die Indianer nicht als Lastträger eingesetzt werden. Kann dies in einer Region nicht vermieden werden, so soll es so geschehen, dass für das Leben, die Gesundheit und die Erhaltung der genannten Indianer durch das Tragen unmäßiger Lasten keine Gefahr entsteht; auch soll es nicht gegen ihren eigenen Willen oder ohne Bezahlung geschehen. Wer dem zuwiderhandelt, soll scharf und ohne Ansehen der Person bestraft werden. Da Uns berichtet worden ist, dass die Perlenfischerei ohne die gebührende Ordnung betrieben worden ist, was den Tod vieler Indianer und Neger zur Folge gehabt hat, befehlen Wir, dass bei Todesstrafe kein freier Indianer gegen seinen Willen zu solcher Fischerei gezwungen werden darf. Auch sollen der Bischof und der oberste Richter von Venezuela dafür sorgen, dass Vorkehrungen getroffen werden, die ihnen für die Erhaltung der dem genannten Fischereigeschäft obliegenden Indianer und Neger geeignet scheinen, damit die Todesfälle aufhören. Sollten diese Amtspersonen zur Einsicht gelangen, dass bei den genannten Indianern und Negern die Gefahr des Todes nicht beseitigt werden kann, soll die Perlenfischerei aufgegeben werden; denn Wir schätzen, wie es sich von selbst versteht, den Schutz ihrer Leben höher als den Gewinn, den Wir aus der Perlenfischerei zu ziehen vermögen.

Urs Bitterli (Hrsg.), Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte, Bd. 1, München 1980, S. 59f.

1. *Schließen Sie aus dem Text, zu welchen Arbeiten die Indios in der Vergangenheit gezwungen wurden.*
2. *Benennen Sie den Status und die Rechte, die den Indios innerhalb des Königreichs künftig zukommen sollen.*
3. *Beurteilen Sie die Rolle der Gerichtshöfe.*
4. *Die „Neuen Gesetze“ wurden in den amerikanischen Vizekönigreichen nicht vollzogen. Erstellen Sie Hypothesen (begründete Vermutungen), warum dies so war.*

Die Gräueltaten der Spanier

Der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas – zunächst selbst als Konquistador tätig, ehe er sich als Bischof von Chiapas für die Indios engagiert – beschreibt, wie sich die spanische Eroberung auf die einheimische Bevölkerung ausgewirkt hat:

Auch sind diese Völker sehr zart und schwach, körperlich wenig widerstandsfähig, schwerer Arbeit nicht gewachsen, Krankheiten erliegen sie leicht, sodass unsere Fürsten- und Herrensöhne, die in Luxus und Wohlleben aufwachsen, nicht zarter sind als diejenigen unter den Indianern, die ihrer Herkunft nach zu den Arbeitern gehören. Sie sind arme Leute, haben nichts und begehren auch nicht nach zeitlichen Gütern; daher kennen sie keinen Hochmut, keinen Ehrgeiz und keine Habsucht. Ihre Nahrung ist so, dass die der heiligen Väter in der Einöde nicht ärmlicher, bescheidener und dürftiger gewesen sein kann. Ihre Kleidung besteht in der Regel nur aus einem Hüftschurz, höchstens bedecken sie sich noch mit einem baumwollenen Überwurf. [...] Sie selbst leben ohne Glauben an Gott und ohne zu arbeiten, sind aber klug und verständig, aufnahmebereit und empfänglich für alle gute Lehre, aufs beste befähigt, unseren heiligen katholischen Glauben zu empfangen und fromme Sitten anzunehmen; von allen Völkern, die Gott geschaffen hat, setzt wohl keines so wenig Widerstand entgegen. Ja, wenn sie einmal etwas vom Glauben gehört haben, sind sie so begierig, mehr davon zu wissen und die Sakramente und den Kultus der heiligen Kirche auszuüben, dass die Ordensbrüder wahrhaftig von Gott mit ganz besonderer Geduld begnadet sein müssen, um dem gewachsen zu sein. Ich habe schon vor langer Zeit und oftmals zahlreiche spanische Laien, die der Augenschein von der natürlichen Güte dieser Menschen überzeugt hatte, sagen hören, diese Völker wären die glücklichsten auf der Erde, wenn sie nur den Glauben an Gott hätten!

Über diese sanftmütigen, von ihrem Herrn und Schöpfer mit solcher Wesensart begabten Menschen kamen nun die Spanier, und zwar vom ersten Augenblick an, wo sie sie kennenlernten, wie grausame Wölfe, Tiger und Löwen, die man tagelang hat hungern lassen. Sie haben in diesen vierzig Jahren bis zum heutigen Tage nichts anderes getan und tun auch heutzutage nichts anderes als zerreißen, töten, ängstigen, quälen, foltern und vernichten, auf jede nur denkbare, nie gehörte, nie gesehene, nie erlebte Art äußerster Grausamkeit, wovon wir weiter unten einiges zu berichten haben werden. Und das alles in solchem Maße, dass auf der Insel Española von drei Millionen Seelen, die zu unserer Zeit dort gelebt haben, heute keine 200 mehr da sind. [...]

Das ausgedehnte Festland haben unsere spanischen Landsleute durch ihre Gräueltaten und gottlosen Taten entvölkert und verheert. Mehr als zehn Königreiche, größer als ganz Spanien, Portugal und Aragón eingeschlossen, einst von Menschen mit hoher Kultur bewohnt, sind heute entvölkert; das ist ein größeres Landgebiet als die doppelte Strecke von Sevilla nach Jerusalem beträgt, nämlich mehr als 2 000 Leguas⁴⁸.

Als ziemlich sicheres und wahrscheinliches Ergebnis kann man annehmen, dass in den genannten vierzig Jahren durch die tyrannischen und teuflischen Taten der Christen mehr als zwölf Millionen Seelen, Männer und Frauen und Kinder, in ungerechter und tyrannischer Weise getötet worden sind. Ich nehme an und glaube, mich darin nicht zu täuschen, dass es in Wahrheit sogar mehr als fünfzehn Millionen gewesen sind.

Nach: Hagen Schulze und Ina Ulrike Paul (Hrsg.), Europäische Geschichte, Quellen und Materialien, München 1994, S. 1006-1007

⁴⁸ Längeneinheit, fand in Europa und Lateinamerika Verwendung, eine Legua = zwischen 2 und 7 km

1. *Fassen Sie zusammen, wie Bartolomé de Las Casas die einheimische Bevölkerung beschreibt. Erschließen Sie aus dem Text, wie die Indios vor der Eroberung lebten.*
2. *Untersuchen Sie die Kritik, die Bartolomé de Las Casas an seinen spanischen Landsleuten übt.*
3. *Vergleichen Sie das (Menschen-)Bild, das Las Casas von den Indios vermittelt, mit dem Bild von Cortés (M 3).*

Von der indigenen zur christlichen Volksreligiosität: Unsere Liebe Frau von Guadalupe in Tepeyac

Nach Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts hat am alten Heiligtum der Azteken in Tepeyac (heute Teil von Mexiko-Stadt) ein „Macehual“ eine Erscheinung der Gottesmutter Maria. In der Folge kommt es zur Umwidmung eines alten Azteken- in ein neues Christenheiligtum, das zur Wallfahrtsstätte wird und bis heute Religion und Kirche des modernen Mexiko beeinflusst. Eine wohl aus dem 16. Jahrhundert stammende, in der Aztekensprache Náhuatl verfasste Erscheinungserzählung berichtet:

Nach der Eroberung der aztekischen Hauptstadt México-Tenochtitlán durch Hernán Cortés im Jahre 1521 setzte laut Überlieferung des Franziskaners Bernardino de Sahagún die Verehrung Unserer Lieben Frau von Guadalupe (von wadi'llubb = Wolfstal) durch die indigene Bevölkerung an der Stelle ein, an der zuvor ein bedeutendes Heiligtum der Göttin Tonantzin Cihuacóatl (Unsere verehrte Mutter Frau-Schlange) gestanden hatte. [...] Zehn Jahre waren seit der Eroberung der Hauptstadt México vergangen; Pfeile und Schilde ruhten, und die Bewohner von Berg und See lebten in Frieden. Der Glaube öffnete bereits seine Blütenkrone, und die Kenntnis von Ipalnemohuani, dem wahren Gott, begann zu grünen und zu blühen. Damals im Jahr 1531, als wenige Tage im Monat Dezember vorüber waren, trug es sich zu, dass es da einen kleinen Macehual⁴⁹, einen armen Mann aus dem Volke, gab. Sein Name war Juan Diego, und er soll in Cuauhtitlán gelebt haben. [...] Sogleich sprach sie [= liebe Frau von Guadalupe] mit ihm [= Juan Diego] und offenbarte ihren erhabenen Willen. Sie sagte: „Sei gewiss und halte fest in Deinem Herzen, geringstes meiner Kinder, dass ich die immerwährende Heilige Jungfrau Maria bin, die Mutter des einzig wahren Heiligen Gottes, des Lebensspenders, des Schöpfers der Menschen, des Herrn des Nah und Bei, des Himmels und der Erde. Ich wünsche sehr und ich möchte gerne, dass man hier an diesem Ort mein Heiligtum errichtet. [...]“ Als sie [= Besucher des Orts der Erscheinung] die vielen schönen kastilischen Blumen erblickten, die zu dieser Zeit nicht hätten wachsen können, da waren sie höchst verwundert und staunten, wie frisch, wie weit ihre Blütenbecher offen, wie schön sie waren und wie wundervoll sie dufteten. Und sie wollten danach greifen und ihm [= Juan Diego] einige wegnehmen. Dreimal unternahmen sie den Versuch, sie an sich zu nehmen, doch es gelang ihnen nicht. Jedesmal, wenn sie die Absicht hatten, da waren keine Blumen mehr da; sie waren gleichsam auf den Umhang gemalt, aufgestickt oder aufgenäht. Unverzüglich gingen sie nun zum Bischof und berichteten ihm, was sie gesehen hatten: Der kleine Macehual wolle ihn sprechen. Einige Male sei er schon dagewesen und nun warte er schon lange auf die Erlaubnis, zu ihm vorgelassen zu werden. [...]

[Während der Audienz des Macehual beim Bischof], als die kostbaren kastilischen Blumen zu Boden fielen, da verwandelten sie sich in ein Zeichen, es erschien plötzlich das geliebte Bild der immerwährenden Heiligen Jungfrau Maria, der lieben Mutter des Heiligen Gottes, in Form und Gestalt, wie es jetzt zu sehen ist und wie es aufbewahrt wird in ihrem kostbaren Haus, ihrem Heiligtum dort auf dem Tepeyac, der Guadalupe heißt. Als der Bischof es sah und alle, die dort bei ihm waren, da knieten sie nieder und waren sehr darüber erstaunt. Sie standen auf, betrachteten es, waren ergriffen, ihr Herz und ihre Gedanken verwirrt. Und der Herr Bischof bat ihn bedrückt und schmerzbewegt um

⁴⁹ Hier im Text hat Macehual eine sozioökonomische Bedeutung: Es bezeichnet den armen, von den Europäern als minderwertig eingeschätzten Mann der unteren sozialen Schichten, d. h. einen Indio.

Vergebung, da er zuvor ihrem ehrwürdigen Willen, ihrem Hauch, ihrem Wort keinen Glauben geschenkt hatte.

Eberhard Schmitt und Thomas Beck, Das Leben in den Kolonien, in: Eberhard Schmitt (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 5, Wiesbaden 2003, S. 319-32 und 327

1. *Fassen Sie den Ablauf des Geschehens zusammen.*
2. *Diskutieren Sie, ob durch die Marienverehrung, die sich in Tepeyac entwickelte, eine gegenseitige kulturelle Annäherung stattfindet.*
3. *Analysieren Sie, inwiefern die gemeinsame Marienverehrung zu einer kulturellen, sozialen und politischen Integration der Kolonie Neuspanien beitragen kann.*

König Zucker und andere Landwirtschaftsmonarchen

1971 veröffentlicht der uruguayische Journalist Eduardo Galeano sein Buch „Die offenen Adern Lateinamerikas“, in dem er die Geschichte des lateinamerikanischen Kontinents als eine Geschichte der Ausbeutung darstellt:

Die Gold- und Silbersuche bildete zweifellos den Hauptantrieb der „Conquista“. Aber bei seiner zweiten Reise brachte Kolumbus die ersten Zuckerrohrwurzeln von den Kanarischen Inseln mit und pflanzte sie auf dem Boden, den heute die Dominikanische Republik einnimmt. Sobald sie ausgesät waren, keimten sie schnell, zur großen Freude des Admirals. Der Zucker, der in kleinem Maßstab in Sizilien, auf Madeira und den Kapverdischen Inseln angebaut wurde und den man zu hohen Preise verkaufte, war in Europa ein so begehrter Artikel, dass er zuweilen sogar im Brautschatz von Königinnen als Teil der Mitgift angeführt wurde. Er wurde in den Apotheken verkauft; man wog ihn grammweise. Fast drei Jahrhunderte hindurch von der Entdeckung Amerikas an gab es für den europäischen Handel kein Agrarprodukt, das wichtiger gewesen wäre als der in diesen Ländern angebaute Zucker. [...] Legionen von Sklaven kamen aus Afrika, um König Zucker die reichliche und kostenlose Arbeitskraft zu verschaffen, die er verlangte: zur Verbrennung bestimmten menschlichen Betriebsstoff. Die Ländereien wurden von dieser selbstsüchtigen Pflanze verwüstet, die in die Neue Welt einfiel, indem sie die Wälder verheerte, die naturgegebene Fruchtbarkeit verschwenderisch missbrauchte und die auf dem Boden angehäuften Humuserde auslaugte. Der lange Zuckerzyklus brachte in Lateinamerika einen ebenso tödlichen Wohlstand hervor, wie ihn in Potosi, Ouro Preto, Zacatecas oder Guanojato der Gold- und Silberfurore verursacht haben. Gleichzeitig trieb er in entscheidendem Maß auf direktem oder indirektem Wege die industrielle Entwicklung Hollands, Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten voran.

Die Plantage, die ihren Ursprung dem Zuckerbedarf jenseits des Meeres verdankte, war ein Unternehmen, das einerseits der Gewinnsucht seines Eigentümers untergeordnet war und andererseits dem kapitalistischen Markt diente, den Europa auf internationaler Basis schuf. In ihrer internen Struktur jedoch waren in Anbetracht der Tatsache, dass die Plantage sich weitgehend selbst genügte, einige ihrer vorherrschenden Züge feudaler Natur. Andererseits arbeiteten auf ihr Sklaven. Drei verschiedene historische Etappen – Kapitalismus, Feudalismus, Sklaverei – fanden sich so in einer einzigen wirtschaftlichen und sozialen Einheit zusammen.⁵⁰

Das heutige Latifundium⁵¹, das technische Hilfsmittel in genügendem Maße besitzt, um die Masse der Arbeitslosen um ein Vielfaches zu erhöhen, verfügt demnach über ein überreiches Reserveheer billiger Arbeitskräfte. Es hängt nicht mehr von der Einfuhr afrikanischer Sklaven, noch von der „Encomienda“ (Anvertraung, Zuweisung) Eingeborener ab. Das Latifundium erreicht seinen Zweck ebenso, indem es lächerlich niedrige Arbeitslöhne bezahlt, die geleisteten Dienste in Form von Naturalien entlohnt oder gegen Gratisarbeit ein kleines Stückchen Land zur Nutzung zur Verfügung stellt. Arbeiterlegionen wandern unter dem Druck des Hungers, den jeweiligen Ernten nachziehend, von Ort zu Ort.

Die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Plantagenstruktur wirkte, wie es auch beim heutigen Latifundium der Fall ist, wie ein zum Entweichen des natürlichen Reichtums erdachtes Sieb. Im Moment des Eintritts in den Weltmarkt erlebte jede Zone einen dynamischen Zyklus; später jedoch, sei es infolge der von Ersatzprodukten ausgeübten Konkurrenz, der Erschöpfung des Bodens

⁵⁰ Karl Marx glaubte, den notwendigen Gang der Geschichte mit wissenschaftlicher Exaktheit in fünf Gesellschaftsepochen diagnostizieren zu können: Urgesellschaft, antike Sklavenhaltergesellschaft, mittelalterliche Feudalgesellschaft, bürgerlicher Kapitalismus, Sozialismus.

⁵¹ Landgut mit großem Land- oder Forstbesitz

oder dem Aufkommen anderer, besser geeigneter Zonen, kam der Verfall. Die Kultur der Armut, die auf bloßes Fortbestehen orientierte Wirtschaft, die Lethargie, das sind die Preise, die im Verlaufe der Jahre für den anfänglichen Impuls der Produktion zu bezahlen sind. Der Nordosten war die reichste Zone Brasiliens und ist heute die ärmste; in Barbados und Haiti sind menschliche Ameisenhaufen anzutreffen, die zum Elend verurteilt sind; der Zucker wurde zum Hauptschlüssel für die Beherrschung Cubas durch die Vereinigten Staaten; ihr Preis war die Monokultur und der erbarmungslose Raubbau. Aber es war nicht nur der Zucker. Dies ist auch die Geschichte des Kakaos, dem das Vermögen der Oligarchie in Caracas seinen Ursprung verdankt; es ist die Geschichte der Baumwolle von Maranhao, deren plötzlicher Glanzzeit und plötzlichem Fall; die der Kautschukplantagen im Amazonasgebiet, die zu Friedhöfen für die Arbeiter aus dem Nordosten wurden, die für einige Münzen angeheuert wurden; die der verwüsteten Quebracho-Wälder in Nordargentinien und Paraguay; die der Pita-Plantagen in Yukutan, wo die Yaqui-Indianer zu ihrer eigenen Vernichtung hingeschickt wurden. Es ist ebenso die Geschichte des Kaffees, der bei seinem Vorrücken Wüsten hinter sich lässt, und die der Obstplantagen in Brasilien, Kolumbien, Ecuador und den unglücklichen Ländern Mittelamerikas.

Den gleichen Weg gingen auch die Zonen, die Mineralschätze hervorbrachten. Je begehrt ein Produkt auf dem Weltmarkt ist, umso größer ist das Unglück des lateinamerikanischen Volkes, das sich opfern muss, um es zu erzeugen.

Eduardo Galeano, Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte eines Kontinents von der Entdeckung bis zur Gegenwart, Wuppertal 1979, S. 72 ff.

1. Stellen Sie dar, aus welchem Grunde die Zuckerplantagen in Lateinamerika entstanden. Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Luxusbedürfnissen Europas und dem Elend der Erzeugerländer?
2. Beschreiben Sie die sozialen, ökonomischen, politischen und ökologischen Folgen der Monokulturen.
3. Welchen Zusammenhang sieht Galeano zwischen der Geschichte und der Gegenwart?

Über den „rationalen“ Charakter der spanischen Kolonialbürokratie

Der Historiker Jürgen Osterhammel beschreibt das „Eroberungsprojekt“ der Spanier in Amerika:

Schon vor den iberischen Eroberungen in Amerika (1521 Aztekenreich, 1533 Inkareich) nahmen einige europäische Übersee-Experimente Elemente eines künftigen territorialen Kolonialismus vorweg: Venedig im östlichen Mittelmeer, die Portugiesen an der Guineaküste, die Spanier auf den Kanarischen Inseln. Erst in den Anfangsjahrzehnten des 16. Jahrhunderts aber ergab sich als Folge von Umständen, die für niemanden vorhersehbar gewesen waren, die simultane Aufgabelung der europäischen Expansion in [...] ein „Handelsprojekt“ im Indischen Ozean und ein „Eroberungsprojekt“ in Amerika. [...]

Eines hatte das europäische Vordringen in der Alten und in der Neuen Welt gemeinsam: Hier wie dort wurden fortgeschrittene Verfahren bürokratischer Organisation angewandt und weiterentwickelt. Im Osten wurden die Ostindien-Kompanien, vor allem die der Holländer und Engländer, zu gigantischen Apparaten, die auf dem Höhepunkt ihrer Effizienz zu den modernsten Organisationen auf der Welt gehörten. Im Westen sah sich die spanische Krone als Ergebnis des raschen Zusammenbruchs des Azteken- und Inkareiches vor unverhoffte Herausforderungen gestellt. „Bis zu diesem Augenblick“, urteilt der Oxforder Historiker John Elliott, „hatte niemals eine europäische Gesellschaft vor einer administrativen Aufgabe von solcher Größenordnung und Komplexität gestanden.“ Waren die Eroberungen in Mexiko und Peru noch weithin vom ritterlich-feudalen Impuls der Reconquista, des Kampfes gegen die spanischen Mauren, getragen, so konnte sich der Aufbau einer kolonialen Territorialverwaltung, die zunächst wesentlich ein staatliches Instrument zur Zähmung der Konquistadoren und Kolonisten war, kaum auf mittelalterliche Vorbilder stützen. Das Ergebnis war eine in beispiellosem Maße verrechtlichte Herrschaftspraxis und „eine Regierung durch Papier, wie sie die europäische Geschichte bis dahin nicht gekannt hatte“. Auch wenn man den „rationalen“ Charakter der spanischen Kolonialbürokratie, jedenfalls über ihre Glanzzeit im 16. Jahrhundert hinaus, nicht überschätzen sollte, so war ihr Aufbau doch eine bemerkenswerte Ordnungsleistung. In ihren Grundzügen hatten die vor etwa 1570 geschaffenen Herrschaftsstrukturen mehr als zwei Jahrhunderte lang Bestand.

Jürgen Osterhammel, Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen, München⁵2006, S. 34 f.

1. *Bewerten Sie, ob „Handelsprojekt“ und „Eroberungsprojekt“ geeignete Bezeichnungen für die Ost- und Westexpansion sind.*
2. *Nehmen Sie kritisch oder zustimmend Stellung zur Äußerung John Elliotts hinsichtlich der „administrativen Aufgabe“.*

Völker ohne Geschichte?

Der englische Historiker John Darwin erzählt in seinem Buch „After Tamerlane“ die Geschichte der Imperien nach 1400, d. h. nach dem Tod des zentralasiatischen Herrschers und Eroberers Tamerlan (Timur). In einem Abschnitt beschäftigt er sich auch mit den europäischen Kolonialreichen in Amerika:

Anders als bei traditionell landwirtschaftlichen Reichen, welche lediglich Land und Bevölkerung anhäuferten, war das Hauptmerkmal des europäischen Imperialismus die Zwangsenteignung. Land wurde enteignet, um dem Bedarf an Plantagen und Minen, welche unabdingbar für einen weitreichenden Handel sind, zu begegnen. Sklavenarbeiter wurden erworben und Tausende von Meilen transportiert, um dem einen Zweck zu dienen. Ureinwohner wurden in die Gebiete verdrängt – ihrer Eigentumsrechte enthoben –, wo es missglückt war, einen angemessenen Nutzen aus dem Land zu ziehen. Sowohl Ureinwohner als auch Sklaven (durch verschiedene Formen der Verdrängung) litten an der nachhaltigen Enteignung ihrer Kulturen und Identitäten: Auf Bruchstücke reduziert, gab es keine Hoffnung, die Welten, die sie verloren hatten, wiederzuerlangen. Sie wurden Völker ohne Geschichte. Und wo sich Enteignung durch Unterwerfung als insuffizient erwies, griffen die europäischen Siedler zu äußersten Maßnahmen: Ausschluss, Vertreibung oder Liquidation. „Wenn wir darüber nachdenken, was in der Welt passiert“, schrieb der französische Denker de Tocqueville 1835 nach einem Besuch in Amerika, „dann muss man fast sagen, dass sich die europäische Rasse zu den anderen Menschenrassen verhält wie der Mensch an sich zu den niederen Tieren: Er unterwirft sie und macht sie sich nutzbar, und wenn er sie nicht bändigen kann, zerstört er sie.“

John Darwin, After Tamerlane. The Global History of Empire since 1405, London 2007, S. 23 f. (Übersetzung: Julia ten Haaf)

1. Arbeiten Sie heraus, welche Kennzeichen und Merkmale der Autor dem europäischen Imperialismus zuweist.
2. Nehmen Sie Stellung zu Darwins These, Ureinwohner und Sklaven seien im Lauf der Eroberung zu „Völkern ohne Geschichte“ geworden.

4. Mythos Renaissance

M1

Italien und die Antike

In seinem Werk zur „Kultur der Renaissance in Italien“ bewertet Jacob Burckhardt (1818-1897) den Einfluss des Altertums auf das mittelalterliche Italien:

Das römisch-griechische Altertum, welches seit dem 14. Jahrhundert so mächtig in das italienische Leben eingriff, als Anhalt und Quelle der Kultur, als Ziel und Ideal des Daseins, teilweise auch als bewusster neuer Gegensatz, dieses Altertum hatte schon längst stellenweise auf das Ganze auch außeritalienische Mittelalter eingewirkt. Diejenige Bildung, welche Karl der Große vertrat, war wesentlich eine Renaissance, gegenüber der Barbarei des 7. und 8. Jahrhunderts, und konnte nichts anderes sein. Wie hierauf in die romanische Baukunst des Nordens außer der allgemeinen, vom Altertum ererbten Formengrundlage, auch auffallende, direkt antike Formen sich einschleichen, so hatte die ganze Klostergelehrsamkeit allmählich eine große Masse von Stoff aus römischen Autoren in sich aufgenommen, und auch der Stil derselben blieb seit Einhard⁵² nicht ohne Nachahmung.

Anders aber als im Norden wacht das Altertum in Italien wieder auf. Sobald hier die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntnis seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduzieren. Außerhalb Italiens handelt es sich um eine gelehrte, reflektierte Benützung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre sachliche Parteinahme für das Altertum überhaupt, weil dasselbe die Erinnerung an die eigene alte Größe ist. Die leichte Verständlichkeit des Lateinischen, die Menge der noch vorhandenen Erinnerungen und Denkmäler befördert diese Entwicklung gewaltig. [...]

Die große, allgemeine Parteinahme der Italiener für das Altertum aber beginnt erst mit dem 14. Jahrhundert. Es war dazu eine Entwicklung des städtischen Lebens notwendig, wie sie nur in Italien und erst jetzt vorkam: Zusammenwohnen und tatsächliche Gleichheit von Adligen und Bürgern: Bildung einer allgemeinen Gesellschaft [...], welche sich bildungsbedürftig fühlte und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung aber, sobald sie sich von der Fantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntnis der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solcher bot sich das klassische Altertum dar, mit seiner Fülle objektiver, evidenter Wahrheit in allen Gebieten des Geistes.

Jacob Burckhardt Die Kultur der Renaissance in Italien, Wien 1928, S. 173-175

1. *Skizzieren Sie die Beschäftigung mit dem Erbe der Antike vor dem 14. Jahrhundert und außerhalb Italiens.*
2. *Erläutern Sie, worin Burckhardt die Besonderheit der Beschäftigung mit der Antike im Italien des 14. Jahrhunderts sieht.*

⁵² Laienabt mehrerer Klöster (770-840); Gelehrter am Hof Karls des Großen

War die Renaissance eine kulturelle Revolution?

Der Historiker Peter Burke bezweifelt die Modernität der Epoche der Renaissance:

Im Jahre 1860 war die Renaissance für Jacob Burckhardt noch eine im Wesentlichen moderne Epoche – eine moderne Kultur, hervorgebracht von einer modernen Gesellschaft. In den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts erscheint uns die Renaissance nicht mehr modern. Dieser Wandel ist zum Teil Ergebnis einer mehr als hundertjährigen Erforschung der Kontinuitäten zwischen Mittelalter und Renaissance, vor allem aber beruht er auf einer Veränderung in unserer Auffassung der Moderne.

Seit 1860 ist die klassische Tradition verblasst, die Tradition der gegenständlichen Kunst ist erschüttert, und viele Agrargesellschaften sind dabei, sich in urbane Industriegesellschaften zu verwandeln oder haben diesen Wandel bereits vollzogen, und zwar in einem Maßstab, der die Entfaltung der Renaissancestädte und ihrer Gewerbegebiete fast unbedeutend erscheinen lässt. Im 15. und 16. Jahrhundert arbeiteten die meisten Italiener auf dem Land, viele konnten weder lesen noch schreiben, und sie alle waren auf tierische und menschliche Energiequellen angewiesen: nach heutigen Begriffen also müsste man jenes Italien nicht „modern“, sondern „unterentwickelt“ nennen. Aus dieser veränderten Perspektive erscheint die kulturelle Revolution der damaligen Zeit allerdings nur umso bemerkenswerter.

Peter Burke, Die Renaissance in Italien, Berlin 1992, S. 7f.

1. *Beschreiben Sie Burkes Verständnis der Renaissance.*
2. *Vergleichen Sie den Renaissancebegriff Burkes mit demjenigen Burckhardts (M1). Beachten Sie dabei die thematisierten sozialen Gesichtspunkte. Welche Einwände bringt Burke gegen Burckhardts Definition vor?*
3. *Erörtern Sie, was Burke unter „modern“ versteht.*

M3

Die Neuzeit, eine Epochenwende?

Der Historiker Hans-Werner Goetz vergleicht die Epochenschwellen um 500 und um 1500:

Trotz der angedeuteten Parallelen mit dem Anfang des Mittelalters waren die strukturellen Voraussetzungen und historischen Hintergründe doch ganz andere. Somit müssen wir auch andere Fragen stellen als die „Althistoriker“, die im Übrigen dazu neigten, das Ende der Antike mit dem Untergang des (West-)Römischen Reichs zu verknüpfen. Beides ist durchaus nicht dasselbe. Am Ende des Mittelalters haben wir keinen „Reichsuntergang“. (Konstantinopel hatte bei seinem „Fall“ im Jahre 1453 seine weltgeschichtliche Bedeutung längst eingebüßt.)

Um 1500 scheinen nach derzeitigem Forschungsstand unterhalb der politischen Ebene auch keine wirklich spektakulären strukturellen Wandlungen erkennbar. Insofern war die Kontinuität hier in mancherlei Hinsicht wohl größer als um 500. Symbolische Daten erscheinen folglich auch hier recht willkürlich und sind zu sehr im Rückblick (wie 1453) oder umgekehrt im Vorausblick auf eine erst viel später einsetzende Bedeutung und Wirkung gewonnen (wie die „Entdeckung“ Amerikas im Jahre 1492, die Europa kurzfristig sicher nicht verändert hat, oder die Erfindung des Buchdrucks): Zwischen einer zukunftsweisenden Neuerung und deren durchschlagender Wirksamkeit können Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte vergehen. Selbst die Reformation (Luthers Thesenanschlag 1517), zweifellos ein wichtiger Einschnitt mit unmittelbaren Wirkungen nicht nur in der Kirchengeschichte, zergliedert sich in Reformationen, fügt sich ein in eine Kette von Reformversuchen und ist integriert in ein auf allen Seiten vergleichbares religionsmentalitäres Klima. Auch der „neue Raum“ – „Europa“ anstelle des „Abendlandes“ – entsprach tatsächlich einer schon seit Jahrhunderten zu beobachtenden, kontinuierlichen Erweiterung des abendländischen Geschichtsraumes, bewirkte keine durchgreifende Wandlung der staatlichen Strukturen und negiert zudem die Türkenherrschaft innerhalb Europas.

Hans-Werner Goetz, Das Problem der Epochengrenzen, in: Peter Segl (Hrsg.), Mittelalter und Moderne, Sigmaringen 1997, S. 166

1. *Beschreiben Sie, welche Kontinuitäten und welche Neuerungen es laut Goetz vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit gab.*
2. *Arbeiten Sie heraus, was Goetz unter einer Epoche versteht.*
3. *Begründen Sie, warum Goetz nur ungern von einer „Epochenwende“ vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit spricht.*
4. *Diskutieren Sie, ob es trotz der Kritik von Goetz sinnvoll ist, in der Geschichtswissenschaft mit den Begriffen „Epoche“ und „Epochenwende“ zu arbeiten.*